Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

51

Jahrgang 1927

Band 13

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



Von der **Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens** erscheint alle vier Wochen ein Band zum Preise von Rm. 1.50 (ausschließl. Zustellungsgebühr). Zu beziehen durch alle Buch- und Zeitschriftenhandlungen; wo keine solche zu erreichen ist, auch durch die Post vierteljährlich

Monatsschützer
„LUPA"



gesetzl. gesch. und garantiert **undurchlässig,** ist bei d. jetzigen Mode **unentbehrlich,** da beim Sitzen, Sport u. Tanz Damenbinden **allein nicht** genügen und deshalb Unterwäsche u. Kleider **oft verdorben** werden. „Lupa" ist aus weichem abwaschbaren Material, kann auch **gekocht** werden, trägt nicht auf, wiegt nur 30 g, nahezu unverwüstlich, **schont** und **schützt** Unterwäsche und Kleider und verleiht somit **beruhigendes** und **sicheres** Gefühl. **Viele** Dankschreiben. „Lupa" wird den Monatshosen mit ihren **vielen** Nachteilen, **wie lästig, ungesund** und **teuer,** vorgezogen. Preis RM. **2.95.** Versand gegen Nachnahme als Doppelbrief. Bei Nichtzusage Geld zurück.

Ludwig Paechtner, Dresden-A. 24/348
Bendemannstraße 15
Vor 15 Jahren gegründet
Wiederverkäufer erhalten Rabatt

O X BEINE
heilt
Beinkorrektions-Apparat

D.R.P. 335 318 u. Auslandspatente
(ohne Tagesanwendung)

Broschüre u. Beratung kostenlos

Wissenschaftl. orthopäd. Werkstätten ARNO HILDNER, Chemnitz 14 (Sachsen)

Berlin W, am Zoo
Joachimsthaler Straße 43/44
Tel.: Bismarck 8922
Sprechzeit 10—7, auß. Sonnabend



Empfohlene Kur- und Heilanstalten



Sanatorium St. Blasien
für Lungenkranke
Im südlichen Schwarzwald. 800 m ü.d.M.
Inmitten ausgedehnter Tannenwaldungen. Neuer illustr. Prospekt kostenlos.
Ärztlicher Leiter: **Prof. Dr. Bacmeister**

Sanatorium Hohenwaldau
Degerloch-Stuttgart
für physik.-diätet. homöop. Heilverfahren. Ärztl. Leiter: **Dr. med. Friedr. Katz.**

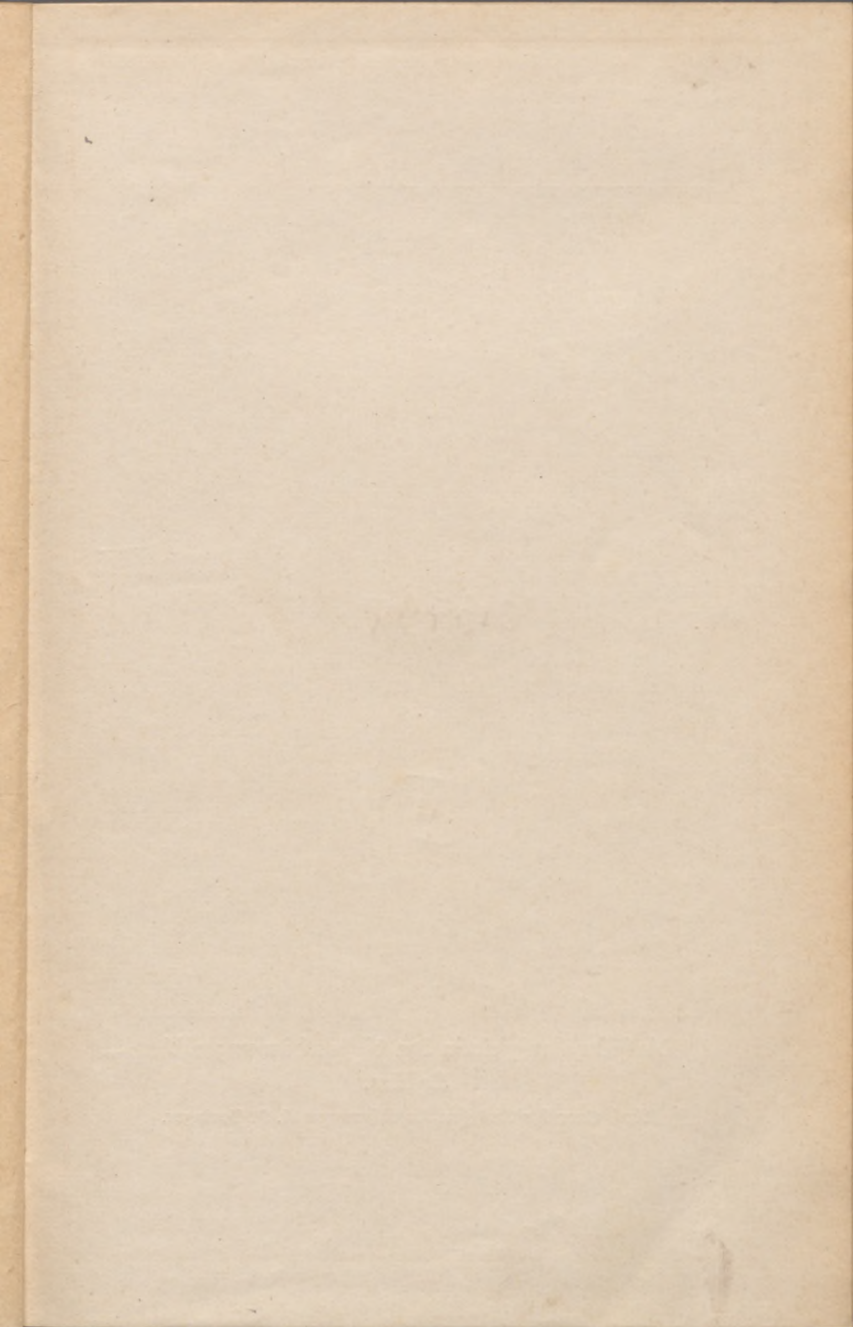
Bad Liebenstein
Sanatorium Liebenstein
in Thüringen, S.-M. DDr. Eichler-Selge.
Kuranstalt f. innere und Nervenkranke.

Dieser Raum kostet für ein ganzes Jahr = 13 Aufnahmen nur **130.- RM.**

Bei Einforderung von Prospekten nehme man Bezug auf unsere »Bibliothek«

Dieser Raum kostet für ein ganzes Jahr = 13 Aufnahmen nur

260.— RM.





Die Filmschauspielerin Lya di Putti im ungarischen Kostüm.

Nach einer künstlerischen Aufnahme von R. J. Springer.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen von hervorragenden Schriftstellern und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen



13. Band / Jahrgang 1927

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart
Berlin, Leipzig, Wien



Inhaltsverzeichnis

Mannigfaltiges

Rätsel

Drei Kunstblätter

Das Borgiakastell

Novelle von U. von Hassenbach

An der Mittelmeerküste, etwa anderthalb Stunden weit von Neapel, gegenüber der Insel Ischia lag ein altes Kastell, das auf einem über das Meer hängenden Felsen erbaut war. Es gehörte unserem Freund Henry Austen Pitt, einem reichen, exzentrischen Engländer, den wir im Exzelsiorhotel in Neapel kennengelernt hatten. In seiner Begeisterung für das Tyrrhenische Meer hatte er auch noch an anderen Plätzen der Westküste Italiens kleine Besitztümer erworben und ausgebaut. Hier in Lacrima-sul-Mare hielt er sich jedoch nur noch selten auf. Es waren auch nur wenige Zimmer bewohnbar; diese jedoch hatte er mit seinem wohl ein wenig absonderlichen, aber höchst kultivierten Geschmack bequem und schön eingerichtet.

Pitt hatte uns — einen meiner Florentiner Freunde und ein schottisches Ehepaar, seine Verwandten — in seine Villa auf Ischia eingeladen. Cesare Bartolini, dem die Schrullen des Engländers Vergnügen bereiteten, hatte ihn gebeten, ob man nicht vorher für einige Tage nach Lacrima-sul-Mare gehen könne, denn er möchte gern einmal sehen, was so Besonderes an einem verfallenen Kastell sein könne, daß es einen reize, es zu besitzen und sich dort aufzuhalten. Henry Austen Pitt, der sonst bereitwillig und humorvoll über seine barocken Einfälle plauderte, die ihn zur Erwerbung seiner verschiedenen merkwürdigen Landsitze veranlaßt hatten, schwieg nach dieser Bitte eine Weile still, da sie ihm wohl nicht

recht gelegen kam. Er wollte aber anscheinend nicht mit dem Grund herausrücken, der ihn zu zögern bestimmte. Offenbar wünschte er auch nicht unliebenswürdig zu erscheinen und die Bitte ohne weiteres abzulehnen.

Als Cesare, ein wenig bedrückt über die nachdenkliche Stimmung Pitts, seine Bitte wieder zurücknehmen wollte, sagte dieser: „Gehen Sie für drei Tage hin. Länger kann ich augenblicklich einen Bedienten aus Ischia nicht entbehren, da ich morgen Gäste erwarte. Ich kann deshalb leider nicht mit Ihnen reisen. Versprechen Sie mir, am siebenten Mai auf Ischia zu sein!" Da Cesare zurückhaltend blieb, entschied Mary Roß: „Alle vier gehen wir hin! Ich nehme meine Jane mit, da haben wir Bedienung genug." Roß, offenbar etwas überrascht durch das entschiedene Auftreten seiner Frau, sah mich fragend an. Wir hatten miteinander ausgemacht, uns auf der Reise durch Italien nicht zu trennen. Roß schien deshalb meine Einwilligung abwarten zu wollen. Obwohl es mir etwas unbequem war, da ich dann noch einmal nach Neapel zurück mußte, erklärte ich mich doch bereit. Ich wollte meinen achtjährigen Jungen mit nach Ischia nehmen, der dort in Pitts gleichaltrigem Sohn einen Spielkameraden finden sollte, und ich fühlte mich schon seit einiger Zeit als schlechte Mutter, weil ich bisher durch das herrliche Land gereist war und den Knaben bei Verwandten in Neapel dem unvermeidlichen Besuch der Schule überlassen hatte. Die bisher unvorhergesehene Fahrt mußte also wohl unternommen werden, und wir begannen alles dazu Nötige zu verabreden.

Am übernächsten Tag wollten wir ein Auto mieten, und Pitts Diener würde uns mit allem nötigen Zubehör in der Einsamkeit erwarten. Pitt beharrte wiederholt darauf, daß wir versprächen, am siebenten bestimmt auf

Ischia zu sein. Sein kleines Motorboot sollte in Lacrima-sul-Mare zu unserer Verfügung bereitliegen; er gäbe am siebenten ein Fest, und an diesem Tage sollte keiner von uns fehlen. Nachdem wir ihm versprochen hatten, seine Wünsche zu erfüllen, reiste er ab.

Als ich am nächsten Morgen meinem Jungen erzählte, daß ich für drei Tage nach dem Kastell ginge, von dem er schon gehört hatte, und daß ich ihn dann nach Ischia abholen wolle, war sein Kummer groß. Er wollte unbedingt mitgehen. Da es mir schwer fiel einzusehen, warum er nicht mitreisen sollte, so gab ich — Pitts Einwilligung voraussetzend — meinen ohnehin schwachen Widerstand bald ganz auf. Das ausgelassene Kind und die quecksilbrige Mary Roß steckten uns schließlich so mit ihrer fröhlichen Stimmung an, daß wir uns alle zu freuen begannen. Auf der zauberhaft schönen Fahrt zur Küste — zu siebt in einem Auto mit dem Chauffeur — fühlte sich nur Jane, die Zofe Marys, gekränkt und verdrossen; sie war allerdings die gesetzteste Person von uns allen, und ihr gefiel dies Abenteuer, bei dem sie auf einer Chaiselongue im Rauchzimmer schlafen sollte, offenbar gar nicht recht.

Als wir bei einer unerwarteten Straßenbiegung das Kastell dicht vor uns liegen sahen, konnten wir Ausrufe des Erstaunens kaum unterdrücken. Vor einer Stunde war die Sonne untergegangen, und in der Dämmerung wirkte die felsige Landschaft der Mittelmeerküste fahl und drohend. An einer von hohen Klippen gegen das Meer fast abgeschlossenen kleinen Bucht ragte ein riesiges Felsstück vielleicht zehn Meter hängend über das Wasser hinaus, und darauf stand das Kastell, ein viereckiger, geradliniger Bau mit einem hohen, dicken Turm. Das Meer lag eisenblau und ruhig da. Wir waren schon so nah, daß man das glucksende Geräusch hörte, mit dem

es über die Steinblöcke flutete und zurückebbte. Die Umrisse Ischias, wenn auch durch die Dunkelheit blaß und fern geworden, waren als Silhouette kenntlich.

Wir fuhren eine kleine Steigung hinauf und hielten vor dem Portal. Nun sah man, daß die eine Seite des großen Steinkastens mit einer Barockfassade verziert worden war, was einen unvermittelten und heiteren Eindruck hervorrief. Eine schöne Bronzetür, die sich öffnete, als unser Wagen hielt, schien aus früherer Zeit zu stammen. Wer mochte hier gehaust haben, seit das Kastell nicht mehr als Befestigung gegen die Raubzüge der Piraten diente? Wer mochte solche Zierde hier heraufgeholt haben? — Ich nahm mir vor, bei Tageslicht die Tür genau zu betrachten.

Eine ausgezeichnete Mahlzeit hob unsere Stimmung, die durch den Genuß eines erlesenen roten Capriweins noch weiter verbessert wurde. Wir richteten uns unter heiteren Worten und fröhlichem Lachen, wie es die Laune gut aufeinander eingespielter Menschen, die nichts zu tun haben, hervorzubringen pflegt, in den drei Schlafzimmern ein, die, wie alle bewohnbaren Räume, im Erdgeschoß des Kastells lagen. Jane, die sich von unserer Fröhlichkeit gar nicht angesteckt zeigte, mit einem Ausdruck finsterer Entschlossenheit im Antlitz, der darauf schließen ließ, daß sie diesen Ort verlassen würde, sobald sich ihr Gelegenheit dazu böte, fragte, als sie den runden Diwan in dem burlesken Rauchsalon sah, ob sie hier zum Seeigel werden solle. Das hatte zur Folge, daß die Unentbehrliche unter uns der Seeigel hieß. Philipp und ich bekamen das schönste, geräumigste Zimmer, das, durch einen Korridor von den anderen getrennt, an die unbewohnten Räume grenzte. In diesem Raum befanden sich reizvolle Deckenfresken in der Art Guido Renis;

die Fenster wurden von spätbarocken Säulen flankiert, die Wände waren in Felder geteilt, mit Bordüren von Ranken und Tieren geschmückt, wie Raffael und andere sie antiken Malereien nachgebildet hatten. Pitt hatte dies Zimmer als einziges genau so gelassen, wie er es vorfand, und dem Stil der Zeit gemäß eingerichtet; vermutlich mit Rücksicht auf die guterhaltenen Malereien.

Phips schlief schon. Während ich mich entkleidete, betrachtete ich die Laubgewinde an den Wänden genauer, erstaunt, Motive darunter zu finden, die ich noch nie gesehen hatte. Das eigenartige Rankenwerk war aus Algen, Seetang und allerlei Wasserpflanzen gebildet; dazwischen krochen Schaltiere, kletterten kleine Tintenfische mit ihren langen Armen, schillerten Quallen und Seesterne. Nur Fische waren nicht darunter. Am Ende einer Ranke hatte sich eine große Languste mit dem Schwanz aufgehängt und streckte lange, dünne Fühler ins Leere. Das war auffallend. Aber die gut ausgeführten Malereien boten einen schönen und dekorativen Gesamteindruck. Nur die verschiedenen Seetiere wirkten in der Nähe gesehen fast unheimlich. Das absonderlich anmutende Getier erweckte den Eindruck, als ob dem Künstler, der es geschaffen, ein Zwang die Hand geführt hätte. Aber derlei abstruse Gedanken pflegen Müdigkeitshalluzinationen zu sein. Statt weiter zu untersuchen und zu sinnieren, beschloß ich ins Bett zu gehen und schlief, bis die strahlende Morgensonne und Phips' kleine schmeichelnde Händchen mich weckten.

Nun begannen drei lustige und angenehme Tage in Lacrima-sul-Mare. In dem alten Kastell gab es allerlei zu stöbern. Am meisten geriet ich über die Bronzetür in Erstaunen. In quadratische Felder geteilt, erinnerte sie an die berühmten Bronzetüren des vierzehnten und

früherer Jahrhunderte. Auf jedem der zwanzig Felder war eines der Seetiere zu sehen, die ich im Rankengewinde meines Zimmers gefunden hatte. Nach meiner Kenntnis gab es in Italien eine ähnliche Dekoration nirgends. Nichts konnte der Zeit, in der sie entstanden sein mochte, ferner liegen als solche Motive. Ich rief Roß, der auch allerlei von solchen Dingen verstand, herbei, und wir prüften, ob die Türe etwa in neuerer Zeit entstanden sein könne. Ihr sicheres Alter war, wenn man den Stil unberücksichtigt ließ, nicht festzustellen, sicher war aber, daß sie mehrere Jahrhunderte alt sein mochte und nicht aus einer Zeit stammte, wo solche Motive geläufig waren. Überhaupt schienen alle im Kastell erhaltenen Dekorationen verschiedenen Perioden anzugehören, aber trotzdem wirkten sie im Gesamteindruck einheitlich. Es schien so, als ob eines einzelnen Menschen Einfälle und nicht der Geschmack einer im Stilausdruck geschlossenen Zeit sie zusammengefaßt hätte. Wir bedauerten, daß Pitt nicht da war, der sicher die Geschichte des Kastells kannte. Wenn wir ihn wieder trafen, gab es genug zu fragen.

Phips kümmerte sich nicht viel um das Kastell. Das Meer war ihm interessanter und er trieb sich den ganzen Tag zwischen den Klippen herum oder baute an dem kleinen, einige Minuten entfernten Sandstrand weitläufige Burgen. Die Laune der Zofe hob sich auffällig unter den ehrbaren Huldigungen ihres Landsmannes, dem sie von den Vergnügungen auf der Themse plaudern und ihre Mißachtung für dies vernachlässigte Land rückhaltlos aussprechen konnte.

Unsere Abende verbrachten wir meist müde, glücklich und endlich zum Schweigen gebracht auf dem Wasser im silbern blendenden Licht des fast vollen Mondes. Die tiefen Schatten ließen die zackigen Klippen zerrissener

erscheinen; der wild romantische Eindruck der Küste wurde noch bizarrer.

Am letzten Tag ruderten wir am Spätnachmittag hinaus, denn wir wußten nicht mehr recht, wie wir die Zeit verbringen sollten. Der einzige Sport, der uns blieb, das Schwimmen, war am Vormittag erschöpft worden. Nun war es heiß geworden, ungewöhnlich heiß; darum gingen Mary und ich doch noch einmal ins Wasser; nicht weit von mir tauchte sie eifrig. Da hörte ich ganz nahe einen schrillen Schrei: „Ein Tintenfisch!" Im selben Augenblick schlang sich auch mir etwas Klebriges, Glattes, Schlangenähnliches um den Knöchel. Wenn man auch weiß, daß solche Tiere in dieser Gegend nur in kleinen ungefährlichen Exemplaren vorkommen, wird man doch vor Schreck fast gelähmt. Ich machte ein paar wilde Stöße auf das Boot zu, das uns auf Marys Schrei entgegenschoß, und in der nächsten Minute lagen wir beide wohlbehalten im Kiel und wickelten uns die Algen von den Beinen. Aber der Schreck saß mir doch in den Gliedern und erhielt sich vielleicht nur als kleiner Keim im Unterbewußten, und man fühlte, daß er vielleicht einmal überraschend schnell wachsen und unnatürliche Dimensionen annehmen könne. Von dieser Stunde an ward es mir nicht mehr ganz wohl in Lacrima-sul-Mare.

Als wir zurückruderten, beobachtete Cesare, daß von Süden ein Gewitter heranzog; vorher schien es, als ob Schirokko zu erwarten sei. Aber Cesare meinte: „Es ist wohl besser so, ein Gewitter geht schneller vorbei. Bei Schirokko hätten wir drei Tage kaum atmen können."

Wir saßen ohne die bisherige gute Stimmung bei Tisch. Bald fing es an zu donnern und zu blitzen, und ich hoffte, daß der dumpfe Druck auf mein Gemüt und meine Lungen nachlassen würde.

Da sagte Roß, es sei doch recht leichtsinnig, daß wir hier ohne Auto, überhaupt ohne jede Fahrgelegenheit festsäßen. Mary und Cesare lachten. Man könne doch jederzeit nach Neapel telephonieren, und dann käme nach knapp zwei Stunden ein Wagen vor das Haus. Meine Unruhe verstärkte sich. Es war mir peinlich, in mein Zimmer gehn zu müssen. Ich wollte die scheußlichen Seetiere an den Wänden nicht sehen, ich glaubte, sie lauerten auf mich. Ich setzte mich deshalb in das Rauchzimmer und begann zu schreiben. Blickte ich einmal auf, so sah mich der Seeigel von Zeit zu Zeit auffordernd an, ob ich nicht endlich gehen und sie ihrer wohlverdienten Ruhe überlassen wolle. „Mag sie doch zu ihrem Freund William gehen," dachte ich und schrieb weiter; ja, William könnte sie gut noch ein bißchen unterhalten. Sagen wollte ich das aber nicht, denn ich war gewiß, sonst einen ernsthaften moralischen Verweis anhören zu müssen. Da fiel mir ein: Phips schläft ja in dem Zimmer; mir ist es unangenehm, ja unheimlich, aber das Kind lasse ich allein dort liegen! Ich fühlte, wie mir das Blut ins Gesicht stieg, und konnte den halblauten Ausruf: „Wenn der Junge nur schläft!" nicht unterdrücken.

Jane beobachtete mich scharf. „Gute Nacht, Madame," sagte sie mit leicht boshafter Betonung.

Phips schlief fest. Das Zimmer wirkte im weißen Licht des Kronleuchters still und friedlich. Aber trotzdem empfand ich Unruhe. Da ich bei Cesare noch Licht sah, klopfte ich an und fragte ihn, ob er noch ein wenig zu mir herüberkommen wolle. Als er kam, benahm er sich so liebenswürdig, daß ich es in meiner gedrückten Stimmung nicht lange ertragen konnte. Ich wünschte, der ruhige Rider Roß möge hier sein, und schickte den sonst von mir verzogenen Cesare wieder fort. Außerdem war ich ärgerlich

über seine falsche Wetterprophezeiung, denn das Gewitter ging nicht so bald vorüber, als er gemeint hatte. Es begann immer wieder zu toben, und ein Sturm, wie er in dieser Jahreszeit selten ist, heulte und raste um das Kastell. Zum erstenmal schloß ich die Fensterläden fest, denn es wäre kaum möglich gewesen, bei dem Toben von Wind und Wasser zu schlafen.

Im Bett liegend, hörte ich noch lange das gurgelnde Ächzen und Schnappen der Wogen, die an den Klippen gleich einer Herde gehetzter und wütender Hunde tobten. Endlich schlief ich aber doch ein.

Am nächsten Morgen erwachend, hörte ich die strenge Stimme Janes, die mir den Tee ans Bett brachte. Phips und ich hatten die Zeit verschlafen, weil wir gewohnt waren, daß die Sonne uns weckte. Meine dumpfe Angst war grundlos gewesen, sagte ich mir, aber trotzdem wollte ich fort von hier, und zwar so schnell wie möglich. Als ich aufstehen wollte, kam Roß ins Zimmer. Ich rief ihm zu: „Wann fahren wir?"

„Vorläufig nicht," sagte er ruhig, „ich möchte nicht bei dem Sturm draußen in dem kleinen Boot unser Leben riskieren."

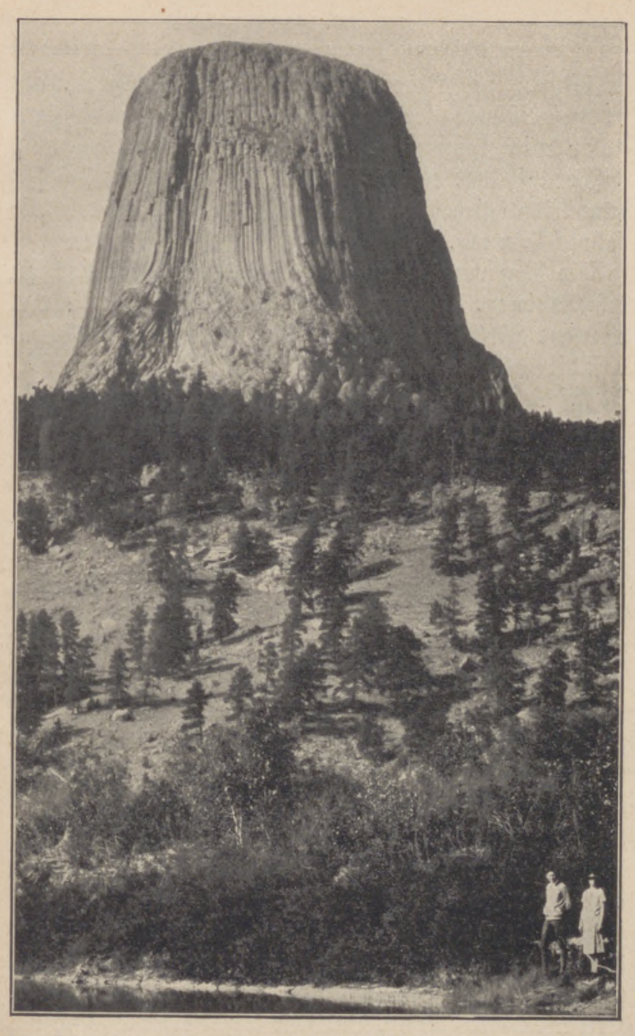
Ich sank in mich zusammen, und meine Niedergeschlagenheit wuchs, als er sagte: „William meint auch, daß wir vorläufig nicht daran denken können zu fahren, denn bei der Fahrt durch die Klippen aus der ruhigen Bucht bestehe ernstliche Gefahr. Das Boot könne im Handumdrehen umgelegt werden."

Rider setzte sich und sah sich aufmerksam im Zimmer um. Nach einer Weile sagte er: „Ärgerlich ist, daß die Telephonleitung gestört ist, wir können weder mit Neapel noch mit Ischia sprechen."

Ich hätte fast erwidert, ich wolle dann lieber zu Fuß



Baumriesen (Sequoia gigantea) im Yosemite-Nationalpark. Die größten der Bäume sind über hundert Meter hoch. (Scherl)



Der Teufelsturm in Wyoming, ein Weltwunder vulkanischen Ursprungs im Yellowstone-Nationalpark, Nordamerika. (Scherl)

in Sturm und Regen über den Posilip pilgern, als noch eine Nacht hier bleiben; aber ich schämte mich und nahm mich zusammen. Welchen Grund hätte ich auch angeben sollen? Ich hoffte, der Sturm würde sich bis zum Abend gewiß so weit beruhigt haben, daß wir abfahren konnten.

Der Tag verging unter wiederholten Versuchen zu telephonieren. Verstimmt betrachteten wir den Himmel und das Meer, die immer noch so bedenklich aussahen, daß die Fahrt nicht ratsam war. Der sonst so ruhige William schien sichtlich erregt. Sein Herr hatte ihm offenbar dringlich eingeschärft, daß er die Gäste heute noch nach Ischia bringen solle. Schließlich wollte der pflichttreue Mensch zu Fuß nach Neapel gehen, um dort einen Wagen zu holen; er meinte, dann kämen wir noch rechtzeitig mit dem Dampfboot nach Ischia. Wir wußten aber alle, daß so spät am Abend kein Boot mehr nach Ischia ging, und deshalb hielten wir ihn mit sanfter Gewalt von seinem mir besonders löblich scheinenden Gang zurück.

Von da ab verhielt er sich still und resigniert; er kümmerte sich nicht einmal mehr um Jane und starrte auf das Meer hinaus in der trügerischen Hoffnung, daß es sich doch noch beruhigen würde. Aber die Wogen gingen immer noch hoch, und der Sturm peitschte einen feinen, durchdringenden Regen gegen die Scheiben. Phips brummte, weil er nicht hinaus konnte. Es war wirklich denkbar ungemütlich.

Am Abend beschloß Cesare, die gedrückte Stimmung durch eine treffliche Mischung von Corvo rosso und Asti spumante zu heben, was ihm bei sich und Mary über Erwarten gut gelang. Da hielt ich den Augenblick für gekommen und schlug vor, daß wir die Fahrt nun doch riskieren wollten. Nur ein wenig Unternehmungsgeist

sei dazu nötig, wagte ich zu behaupten, und gute Nerven, und die hätten wir doch. Aber sogar Mary, die tollste von uns, unter der sich schon zwei Pferde das Genick gebrochen hatten und die in Männerkleidern durch das Chinesenviertel Neuyorks gestreift war, hielt mich für nicht recht bei Trost. Wie sie sagte, war bei dem Versuch nichts zu lernen, zu sehen oder gar zu beweisen, kurz: kein Rekord aufzustellen; es war überhaupt kein Sport. Nein, es sei geradezu unsinnig. Cesare fragte, ob William mich angesteckt habe. Ich sei ja noch mehr darauf versessen, von hier wegzukommen, als Jane, spöttelte Mary.

„Warum uns wohl Austen gerade an diesem Tag zurück erwartete?“ sagte Roß vor sich hin. „Meist besteht irgend ein leidlich vernünftiger Grund, wenn er etwas so dringlich wünscht.“

Wie albern sind doch die Hemmungen, die uns die gesellschaftliche Konvention auferlegt! Warum stand ich nicht auf und erklärte bestimmt: „Ich gehe zu Fuß nach Neapel, und William soll mich begleiten.“ Meinethalben hätten sie mich dann für unbeherrscht oder feige oder abergläubisch halten mögen. Aber mir fehlte der Mut, mich der Lächerlichkeit auszusetzen. So blieb ich sitzen und schwieg, obgleich mir Riders Bemerkung einen neuen Stich ins Herz gegeben hatte.

Da sagte Cesare: „Ich möchte wissen, wie Mister Pitt zu diesem Kastell kam.“

Roß antwortete: „Vor ihm besaß es schon ein Amerikaner, der es aber nur ein Jahr behielt.“

Mary meinte: „Irgendwas scheint damit nicht geheuer zu sein. Vielleicht ist's ein Spuk, wie die Deutschen sagen.“

Sie hatte in einem leicht mokanten Ton gesprochen und mich dabei mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln von der Seite angesehen.

„So etwas gibt es hier nicht," meinte Cesare. „Den Teufel, ja, den fürchtet man, böse Geister auch, aber ein Kastell mit einem Gespenst? — kaum. Gespenster sind zu nordisch-gotisch für unser Land."

„Der Geist hier ist vielleicht das Meer," sagte Roß und betrachtete seine Stiefelspitzen.

„Hast du auch Angst, Rider?" fragte Mary.

„Sprich keinen Unsinn, Mary, wenn es dir nicht zu schwer fällt."

„Haben Sie noch nie Angst gehabt?" fragte ich Mary.

„Doch! Vor einem Tintenfisch," sagte Cesare, der Mary lächelnd und verliebt ansah.

„Nun ist Mary dran," dachte ich, wie jemand, den das alles nichts mehr anging. Ich sah weg, bangte aber doch im stillen vor etwas Unfaßlichem. Ich hörte Riders Stimme: „Daß wir alle keine Angst haben, ist doch sicher. Wenn Antoinette jetzt noch mit dem kleinen Boot nach Ischia fahren wollte, bewiese sie mehr Mut als wir alle zusammen."

Niemand widersprach, obgleich es wohl alle besser wußten.

Da wandte sich Rider unmittelbar an mich. „Nicht wahr, wir sind doch keine Kinder, die, um sich gegenseitig ihren Mut zu beweisen, für nichts, aber auch für gar nichts die Quälereien irgendwie überreizter Nerven ertragen. Nach meiner Ansicht mag Antoinette heute nacht nicht gern in ihrem Zimmer schlafen. Denken wir uns also noch irgend einen Zeitvertreib aus, es wird sich schon etwas finden."

Hätte niemand mehr davon gesprochen, so würde ich vielleicht einen ähnlichen Vorschlag gewagt haben, nun aber war es mir eigentümlicherweise unmöglich, darauf einzugehen. Lachend sagte ich zu Roß, er habe offenbar

Halluzinationen, und ich würde mein schönes Zimmer mit dem großen Bett freiwillig nicht verlassen, und er möge nicht weiter darauf aus sein, mich lächerlich zu machen. Nachdem ich diese Abwehr so unbefangen und munter ausgesprochen hatte, empfand ich doch, als ob sie etwas gezwungen geklungen hätte, und fühlte, so müsse es jemand zumute sein, der die Hand wegstößt, die ihm den Strick, der sich um den Hals legt, durchschneiden will. Da man meinen Mut anzweifelte, benahm ich mich selbst wie ein Kind, statt zu bedenken, daß ich ein Kind besaß, für das ich verantwortlich war.

Die anderen schienen mir endlich zu glauben oder benahmen sich so, als täten sie es. Sie fingen an Geistergeschichten zu erzählen, die allerdings immer so endeten, daß sie Anlaß zum Lachen boten. Roß verhielt sich etwas zweifelhaft, und als wir um zwölf Uhr ins Bett gingen, wünschte er mir mit offenbar besorgtem Gesichtsausdruck gute Nacht.

Als ich in meinem Zimmer war, verlachte ich mich selbst wegen meiner Angst, wie Mary sie vorhin verspottet hatte. Ja, die Deutschen nennen es Spuk, und überall sehen sie es. Die Goetheschen Verse fielen mir ein: „Amerika, du hast es besser ... Und wenn einst deine Kinder dichten, bewahre sie ein gut' Geschick vor Ritter-, Räuber- und — Gespenstergeschichten!"

Die Läden waren geschlossen. Ich hörte den Sturm draußen, aber anscheinend flaute er nun doch ab. Als ich die Nachttischlampe einschalten wollte, funktionierte sie nicht. Verdrießlich drehte ich das Deckenlicht ab und ging durch das große Zimmer im Dunkeln zu meinem Bett. Aber schlafen konnte ich nicht. Ich mußte lange dem Sturm zuhören, der allmählich immer schwächer wurde. Ich dachte: „In einer Stunde wird er sich wohl ganz aus-

getobt haben.“ Außer dem Glucksen und Schnappen der Wellen hörte ich nichts mehr. „Endlich werde ich schlafen können,“ dachte ich und legte mich auf die Seite. Beklemmend still war es im Raum, und in diese Stille hinein mußte ich nun angestrengt horchen. Mein Herz hörte ich klopfen und die Wogen gurgeln und klatschen. Dann hörte ich Schritte auf dem Korridor. Es mußte Roß sein. Er blieb vor der Türe stehen und horchte. Der Gute! Kaum daß Mary eingeschlafen war, mußte er gekommen sein. Ich stellte mich, als atmete ich tief und ruhig. Ob er die Atemzüge hörte? Es mußte wohl so gewesen sein, denn er ging wieder fort. Eine Tür fiel ins Schloß. Dann blieb es still bis auf das Klopfen meines Herzens.

Da — auf einmal begann leise ein anderes Geräusch: knirschend, scharrend, kriechend. Das Herz setzte aus; dann raste es weiter wie ein durchgehendes Pferd. Jetzt kommt es! Der Ton wird deutlicher! Es klang, als ob ein Schaltier auf dem Mosaik des Bodens, auf dem nur wenige kleine Teppiche lagen, entlangkröche. Ein Patschen zwischendurch wie das Aufschlagen des Leibes einer hüpfenden Kröte. Bald schien es so, als kämen die unheimlichen Laute nicht von einem einzelnen Tier, sondern von vielen, es klang so, als kröchen dort zahllose Tiere. Wellen mußten sie hereingespült haben; es schien, als schnappe das Wasser nach meinem Bett mit drohend gurgelnden Lauten. Um meinen Hals wird sich bald der glitschige kalte Arm eines Polypen legen. Ach, die Tiere an den Wänden sind lebendig geworden! Mein Wille ist so von eisiger Angst gelähmt, daß ich kaum die Hand ausstrecken kann nach dem Bett neben mir, in dem Phips liegt. Aber ich muß das Kind zu mir herüberziehen. Es schläft fest und tief. Ich presse den Jungen eng an

mich, und mein einziger Gedanke ist: „Was auch geschieht, ich muß ihn schützen!"

Am Boden kriecht und schlurft es weiter. Licht kann ich jetzt nicht machen. Nein, es war unmöglich, bis zum Schalter an der Tür zu gehen. Wenn nur das Kind nicht aufwachte und sich auch fürchtete. Ich suchte mein Herz zu zwingen, leiser zu klopfen. Wie fieberhaft schnell die Phantasie arbeitet in solchen Sekunden! Große Schaltiere krochen dort oder die Geister der Tiere. Gibt es Geister von Tieren? Menschengespenster sah ich nie. Aber das waren Tiere! Langusten! Wieder stand der Herzschlag still und tobte dann umso gehetzter qualvoll weiter. Langusten! Was für eine gräßliche Geschichte hatte Austen Pitt neulich erzählt? — In einer kleinen Osteria an der Küste hatte er eine Languste bestellt. Wie das in Italien üblich ist, hatte man sie vor ihm zubereiten wollen. Man hatte das Tier in einen mit kaltem Wasser gefüllten Kessel gelegt, ein mit Steinen beschwertes Tuch darüber gedeckt und dann das Wasser langsam zum Kochen gebracht. Zuerst wußte er nicht, daß das Tier noch lebte, bis es anfing, sich verzweifelt zu bewegen und gegen das Tuch zu stoßen. Entsetzt hatte er das Tuch heruntergerissen, das Tier befreit und die Menschen wild und empört angeschrien, was sie da für eine gemeine, rohe Tierquälerei trieben. Seelenruhig hatten die Leute erwidert, so schmeckten sie am besten, und so müßten sie darum gekocht werden. Mit gröblichen neapolitanischen Flüchen und Verwünschungen, die die Leute so zum Staunen brachten, daß sie gegen alle Gewohnheit zu antworten vergaßen, war er aus dem Lokal gelaufen. Nachdem er das erzählt hatte, verfolgte mich noch stundenlang der Gedanke, wieviel solcher armen Tiere langsam zu Tod gemartert wurden, nur damit sie dem Menschentier besser

schmeckten. „Nun kommen die Tiere und verfolgen mich," dachte ich. Gewiß hatte ich auch Langusten gegessen, die auf so entsetzlich barbarische Weise lebendig gekocht worden waren. Nun kamen sie, sich zu rächen. „Aber warum," dachte ich, „warum kommen sie nun zu mir und meinem unschuldigen Kind?" — Ich streichelte Phips und befühlte den Kopf des schlafenden Knaben, ob nicht schon irgend eines der gräßlichen Tiere in seinen Locken säße. Ich befühlte seine Wangen, seine Lippen; er lächelte im Schlaf. Wenn er weiterschlief, dann ließ sich das Schrecklichste ertragen; nur ihn nicht dieser grauenhaften Angst aussetzen. — Wie sie scharrten, schurrten und klatschten — ganz dicht an meinem Bett! Ich brauchte nur die Hand auszustrecken. Jesus, Maria und Joseph, wie ist das entsetzlich! Jetzt unterscheide ich ein schwaches streifiges Leuchten, das sich bewegt, nur ein paar Hände breit von der Wand. Ein Zug ist es, ich wußte es ja, ein ganzer Streifen krustiger rachsüchtiger Tiere und gallertweicher, langarmiger, die sie begleiten. Überall im Zimmer bewegen sich schwach leuchtende Flecken. Plötzlich sehe ich an der Wand gegenüber dem Bett, in Höhe der Fenster, einen messerschmalen Längsstreifen, leuchtend wie flüssiges, weißglühendes Eisen. Aber der gleißende Streif steht unbeweglich still. Wo sollte ich hinsehen? — Zum erstenmal erlebe ich, wie die Angst kalten Schweiß aus allen Poren preßt, und wie die Haut unter der Eiseskälte schaudert. Der weißglühende Streifen muß dort in einem der Fenster sein, ein Spalt im Fensterladen vielleicht. „Der Mond," fällt mir erleichternd ein. Ja, der Mond muß es sein; er ist heute voll geworden. Aber was erklärt das sonst? — Tiergespenster lieben, scheint es, den vollen Mond. Nun ist es also klar draußen! Nun hätten wir gut fahren können. — Das Leuchten auf dem Boden

wird schwächer und wieder stärker. Das Kriechen und Scharren höre ich nun von allen Seiten im ganzen Raum. Phips, mein kleiner Phips, kann ich dich wohl noch bis zum Morgen bewachen, oder werde ich vorher vor Entsetzen den Verstand verlieren? — Den Geist des Meeres hat Rider das genannt. Du wolltest mir helfen, guter Rider. Warum war ich so kindisch! Wenn ich nur nicht immer an die Languste unter dem Tuch denken müßte! Wenn nur mein Hirn nicht so beängstigend schnell diese schrecklichen Bilder erzeugte. Könnte ich jetzt die Bemalung der Wände sehen, ich bin überzeugt: kein Tier säße mehr in den Ranken. Alle sind sie unterwegs, um die Menschen zu peinigen. Wird es denn nie Tag werden? — Manchmal fühle ich, daß ich schon halb bewußtlos bin, wie mein Herz den Schrecken dieser Nacht nicht mehr standhalten will. Dann fahre ich wieder in die Höhe. Der Streifen am Fenster ist endlich fort. Als ich wieder hinschaue, sehe ich dort einen blassen hellgrauen Schein, der durch den Spalt dringt: die Dämmerung. Langsam rinnen die Tränen aus meinen Augen. Die Spannung beginnt sich zu lösen. Der Spuk muß aufhören! Und das gepeinigte Hirn fällt in eine Art Betäubung oder Halbschlaf. Ich höre noch — oder war das schon Traum? — wie das Scharren und Schlappen dünner wird, immer seltener, und langsam aufhört. Das jedenfalls muß ich sicher geträumt haben, daß meine Hand, die schlaff über den Bettrand hinaushing, an den körnig harten Panzer eines Schaltieres streifte, das unter der Berührung fortglitt; ich muß es geträumt haben, denn es berührte mich nicht mehr. Mich berührte überhaupt nichts mehr; ich war darüber hinweg. Und Phips schlief in meinen Armen.

Ich erwachte von seinem Kuß in einer Flut von

Sonnenlicht, die Rider durch die geöffneten Läden ins Zimmer ließ. Dann kam er zu mir heran, setzte sich auf den Bettrand und sah mich lange und aufmerksam an. Phips war schon beim Anziehen. „Also doch!" sagte Rider endlich. Da legte ich ruhig meine Hand in die seine. „Erzählen Sie es erst mir, ehe Sie mit den anderen darüber sprechen," bat er und stand auf. „Ich ahne ja nicht, was es gewesen ist." Dann ging er hinaus.

Ich nahm mich zusammen und stand auf.

Roß und seine Frau saßen am Frühstückstisch, als ich ins Eßzimmer kam. Mary begrüßte mich besonders herzlich. Cesare war noch nicht da.

„Der Seeigel läßt ihn nicht ins Badezimmer," scherzte Mary lachend.

Da ging die Tür auf, und Austen Pitt stand blaß und erregt im Zimmer. Er sah uns der Reihe nach an. „Wo ist Mister Bartolini?" fragte er hastig.

„Der zankt sich mit der Zofe um das Badezimmer," antwortete Phips strahlend aus der anderen Tür, ging zu Pitt und sagte ihm artig guten Tag.

Die Züge Pitts erhellten sich; er sah aus, als sei ihm ein Alp vom Herzen gewichen. „Gott mit dir, mein Junge! Es ist doch Ihr Kind?" fragte er mich.

„Ja," antwortete ich, „ich wäre fast hart dafür gestraft worden, daß ich ihn mitgenommen hatte."

Austen Pitt trat nahe an mich heran. „Gestraft? Gerettet sind Sie dadurch, daß Sie den Jungen bei sich hatten. Drei Menschen haben in dem Zimmer in einer Vollmondnacht das Leben oder die Gesundheit verloren. Zwei kamen gesund davon, die beiden hatten auch ein Kind bei sich. Das hat sie gerettet." Zärtlich streichelte er Phips die blonden Locken. Der sah erstaunt bald mich, bald Pitt an und verstand nichts von alledem.

Zwei Jahre sind seitdem vergangen. Phips trägt kurze Haare, Mary ist mit Cesare Bartolini verheiratet und Rider Roß mit mir. Diese Ereignisse und ihre Vorbereitungen waren wohl daran schuld, daß nach den ersten heftigen Erörterungen von den rätselhaften Vorkommnissen in Lacrima-sul-Mare nicht mehr viel gesprochen wurde.

Austen Pitt saß uns an dem breiten schottischen Kamin gegenüber und betrachtete uns aus seinen großen hellblauen Augen nachdenklich. Dann sagte er, als er uns das Geheimnis jener Vollmondnächte zu erklären begann: „Nur zwei Sachen bleiben mir unbegreiflich: warum das Licht jedesmal versagte, und warum ein Kind ein Talisman gegen das Grauen war."

„Was das Kind betrifft, so bin ich bereit, Ihnen das nachher zu erklären, wenn Sie uns zuerst erzählen, was Sie entdeckt haben. Ich war in meinem Leben noch nie so unglaublich gespannt."

Austen Pitt erzählte. „Eigentlich habe ich das Kastell nur gekauft, weil Mister Blunt mir sagte, er möge es nicht mehr behalten, denn es wäre da ein Zimmer, darin stürben Menschen vor Angst oder verlören den Verstand. Er sagte mir, ein alter Marchese Caldi, dem das Kastell vorher gehört habe, hätte ihm auch nichts weiter darüber mitteilen können, als daß das Kastell seiner Familie im vorigen Jahrhundert von einem Adeligen zur Deckung einer Spielschuld zugefallen wäre. Seit Menschengedenken habe sich dann niemand um das Kastell gekümmert. Dokumente besäße er nicht. In der ganzen Gegend wollte kein Mensch etwas davon wissen, und niemand legte Wert auf den Besitz der halben Ruine. Nachdem Blunt dort gehaust habe, sei eine Zeitlang viel geredet worden, da sein Aufenthalt tragisch endete, aber auch

das geriet, als das Kastell in meinen Besitz übergegangen war, bald in Vergessenheit. Nach dem Abenteuer mit euch beschloß ich, den alten Kasten in die Luft sprengen zu lassen, durchsuchte aber vorher nochmal alles nach irgendwelchen Spuren, obgleich ich das schon ein paarmal erfolglos getan hatte. Am meisten ärgerte es mich, daß nirgends ein Name, Initialen oder ein Wappen zu finden waren. Ich wollte nun noch einmal die alte, wertlose Bibliothek durchsehen, die im höchsten Turmgelaß aufbewahrt war. Da bemerkte ich etwas, das ich früher übersehen hatte. In den sonst dicht mit Büchern bestellten Regalen fehlten an drei Stellen ziemlich dicke Bände. Das war nun allerdings nicht zu übersehen, aber jetzt erst bemerkte ich, daß die eine Lücke anders aussah als die beiden andern. Das Buch mußte offenbar später herausgenommen worden sein. Sofort dachte ich mir, daß Blunt hier ein Buch mitgenommen hatte. „Sollte er nicht", sagte ich mir, „vielleicht doch dadurch erfahren haben, was er mir nicht gesagt hatte?" Ich schrieb ihm, und der Brief wurde ihm so lange nachgeschickt, daß er ihn erst vor acht Wochen erhielt. Er hat mich darauf nach Genf eingeladen, um mir über den Fall etwas mitzuteilen. Dort erfuhr ich, daß Blunt den fehlenden Band herausgenommen hatte. Ich habe ihn gesehen. Es sind die Werke des Sallust in wundervoller Schrift auf Pergament. Auf dem dicken, wie gelblicher Marmor schimmernden Rücken standen deutlich in italienischer und lateinischer Sprache die Worte: ‚Ich warne jeden, dies Buch von seinem Platz zu nehmen, das durch die Berührung meiner Hand gezeichnet ist.' Blunt zog das Buch heraus und nahm es mit herunter. Ich glaube, er wäre heute froher, wenn er es an seinem Platz gelassen hätte. Als er darin blätterte, fand er mitten darin eingeheftet

Papierblätter, eng beschrieben in schlechtem Latein mit Italienisch durchsetzt, in einer verschnörkelten, schwer leserlichen Handschrift. Er konnte sie nicht enträtseln und vergaß sie bald. Er verlebte seine Flitterwochen mit einer kleinen Französin in Lacrima-sul-Mare. Das Zimmer, dessen Reize ihr ja kennt, richtete er ihr im schwellendsten Barock ein, entsprechend den Deckenfresken, die übrigens von einem Schüler Guido Renis gemalt sind. Sie war eine launenhafte kleine Person, die am Meer immer eine Art wollüstigen Grauens empfand. Am Morgen nach der ersten Vollmondnacht fand er sie tot in ihrem Bett mit angstverzerrten Zügen. Die Ärzte stellten Herzschlag fest. Nachdem Blunt sie in ihrer Heimat begraben hatte, kehrte er zurück; die Erinnerung hielt ihn in dem alten Kastell fest. Als die Einsamkeit anfing ihm unerträglich zu werden, räumte er das Zimmer seiner Schwester ein, die ein kleines Töchterchen besaß. Nach der ersten Vollmondnacht, die sie darin verbracht hatte, erzählte sie, daß man in diesem Raum allerdings sterben könne, wenn man kein sehr zuverlässiges Herz habe; sie aber möge in dem Kastell nicht mehr leben. Blunt schildert seine Schwester als nüchterne, vernünftige Frau. Müde dieser dunkeln Geschehnisse, forschte Blunt nicht mehr weiter. Damals kaufte ich das Kastell von ihm und er nahm nur den Band mit dem Dokument mit, das er einem Philologen zum Übersetzen gab. Merkwürdigerweise aber, ohne bis dahin auf den Gedanken gekommen zu sein, daß der Inhalt des Dokuments mit den furchtbaren Ereignissen der Vollmondnächte in Zusammenhang stehen könne.

Bald nachdem ich mich dort eingerichtet hatte, ließ ich einen starknervigen Freund von mir in dem Zimmer wohnen, absichtlich ohne ihm vorher etwas zu sagen, da ich ihn nicht beeinflussen wollte. Er rührte sich nicht, aber

am nächsten Morgen war er sichtlich verstört, erzählte dasselbe wie Sie und brach am Abend dann derart zusammen, daß er in ein Sanatorium gebracht werden mußte. Ich untersuchte damals alles und schlief in den folgenden Nächten dort. Es ereignete sich nichts; nur der Fußboden phosphoreszierte noch schwach. Ich untersuchte das Mosaik und stellte Spuren von Meerwasser fest. Ich beschloß, die nächste Vollmondnacht dort zu verbringen, mußte aber in dringenden Angelegenheiten vorher abreisen und schob es deshalb hinaus. Erst nach einem halben Jahr kam ich mit meiner Frau und unserem Jungen wieder hin. Vom ersten Tag ab schlief ich in dem Zimmer und nahm mir vor, bei Vollmond darin mit Licht zu wachen. Durch die Krankheit meiner Frau, die dort ausbrach, kam mir dieser Vorsatz aus dem Kopf. In der ersten unruhigen Nacht nahmen wir den Jungen, der bei meiner Frau schlief, weg und legten ihn in mein Zimmer. In der vorausgegangenen Nacht hatte ich bei ihr gewacht und legte mich nun neben Harry zum Schlafen nieder. Da erlebte ich dasselbe wie die anderen vor mir. Auch bei mir funktionierte die Nachttischlampe nicht, und ich kann nur sagen, daß mir die Kobra am Frühstückstisch und der Tiger, auf den ich die erste Kugel gefehlt hatte, nicht annähernd solches Grauen verursachten, wie ich es in dieser Nacht erlebte. Daß man daran sterben kann, verstehe ich zwar nicht, aber auch ich wäre um nichts in der Welt über den Fußboden gegangen, und ich hatte ebenso wie Sie meinen kleinen schlafenden Jungen in den Arm genommen. Durch die sich rasch verschlimmernde Krankheit meiner Frau und ihren Tod unterließ ich vorläufig alle Untersuchungen. Später war ich — wie Blunt vor mir — der Sache müde geworden. Als Bartolini mich darum bat, ließ ich euch zwar nicht gerne fahren, aber ich

mochte euch doch vorher nichts von den absonderlichen Geschichten erzählen. Außerdem durfte ich ja bestimmt annehmen, daß ihr vor Vollmond zurückkommen würdet, und ich wußte, daß ihr alle gute Nerven hattet. Daß mein Freund damals zusammengebrochen war, muß von seinem langen Aufenthalt in den Tropen gekommen sein. Ich ängstigte mich aber doch, als ihr in der fraglichen Nacht telephonisch nicht zu erreichen wart und ich auf Ischia den liebenswürdigen Wirt spielen mußte."

Rider unterbrach ihn: „Ich glaube, du hast nun die Erklärung mit eigenen Augen gesehen. Spanne uns also nicht länger auf die Folter."

Austen Pitt zog ein dickes Kuvert aus der Tasche. „Was ich fand, werde ich nicht eher erzählen, als bis ich euch den Inhalt der alten Blätter vorgelesen habe, von denen ein Philologe die Übersetzung angefertigt hat. Blunt gab sie mir."

Er trank einen Schluck Whisky-Soda und begann: „Dir, der Du gewarnt warst und doch das Buch von seinem Platz nahmst und den Schrecken entfesseltest, die Erklärung, die Du verdienst, denn Du fürchtetest Dich nicht!

Dieses Kastell ließ ich instandsetzen für meine Geliebte Giulia Gianina Pazzi, die sich die Braut des Meeres nannte. Sie bezeugte es dadurch, daß sie mich mit einem Matrosen betrog und daß sie in der Umarmung des Meeres gestorben ist. — Als ich ihren Betrug entdeckte, erfaßte mich so unmäßiger Zorn, daß ich eine besonders schreckliche Art von Rache über sie beschloß. Ich wußte, welche absonderliche und finstere Macht das Meer über Gianina ausübte, und auch, daß ihr Betrug damit im Zusammenhang stehen möge. So beschloß ich, daß sie vom Meer getötet werden sollte. Meine Rache schien mir an-

fänglich genugsam gestillt, wenn sie nach einer zärtlichen Nacht durch einen meiner Bravi von dem Turm herabgestürzt würde, an der Stelle, wo die Mauer steil zum Meer niedergeht. Ihren Leichnam wollte ich dann mit Ketten unter der Klippe festschmieden lassen; die Braut des Meeres sollte dort ewig von den Wogen umspült werden. In geweihter Erde durfte sie nicht ruhen. Als ich allein die Klippe untersuchte, fand ich einen großen Graben, der beinahe trocken war, den das Wasser unter dem Gestein gehöhlt haben mochte. Nur ein wenig Wasser war darin zu sehen. Das kam daher, daß ein großer Stein sich vor den Eingang geschoben hatte und den Graben vom Meer absperrte, also, daß wenn die Wogen anprallten, nahezu kein Wasser über selbigen Stein gelangen konnte. Hier erdachte ich mir eine Grabkammer für die falsche Geliebte. Da ich am nächsten Tage hinabkroch, fand ich, daß der Graben voll Wasser war. Auf den Steinen krochen eine Menge Langusten und Meerschnecken, wovon es an unseren Küsten so viele gibt. Ich sah, wie diese Tiere sich abmühten, wieder ins offene Meer zu gelangen und zwischen dem Gestein nach einem Ausweg suchten. Wie am vorherigen Tage spülten die Wellen über den Stein, aber doch nicht um so viel mehr, daß sie all das Getier hereingespült haben konnten. Von Gianina, die so viel über das Meer zu erzählen wußte, hatte ich vom Einfluß des Mondes auf das Wasser und die darin lebenden Tiere allerlei gehört, und als mir in den Sinn kam, daß in der Nacht vorher der Mond voll gewesen war, horchte ich sie vorsichtig aus. So belehrte sie mich zu ihrem eigenen Schaden: wenngleich Ebbe und Flut in unserem Meere kaum zu spüren wären, so habe doch der vollgerundete Mond so mächtigen Einfluß auf das Wasser, daß es in einer Nacht mehr als zwei Zoll höher

stiege, und all solches Getier, das auf dem Lande wie auch im Wasser zu leben vermöge, locke das Mondlicht zur Oberfläche empor. Dieses schickte sich trefflich zu dem Plan, den ich halb schon gefaßt hatte. Der Graben konnte allein bei Vollmond mit Wasser und Getier angefüllt werden, denn die Klippen, so unsere kleine Bucht vom Meere abschließen, hindern, daß die Wogen darin hoch gehen, selbst dann, wenn außen starker Sturm weht. Darauf nun ruhte mein Plan. Ich ließ einen Baumeister kommen, der zu dergleichen Dingen geschickt war. Der bohrte durch das Gestein einen bequem ansteigenden Gang bis in das Erdgeschoß des Kastells. Mit großer Kunstfertigkeit legte er eine dünne Eisenplatte so vor den Einlaß des Grabens, daß sie sich emporheben und jeden Ausweg aus dem Graben versperren muß, wenn der Druck des Wassers im Graben hoch genug geworden ist. Die Tiere werden dann gleichfalls dort innen eingesperrt, als wenn man eine feste Gefängnistür hinter ihnen geschlossen hätte, und also sind sie genötigt, den Gang heraufzukriechen. Wenn dann das Wasser, das ja allenthalben durch die Ritzen hinauskann, sich wieder verläuft, senkt sich damit auch die Stahlwand. Die Mündung des Ganges liegt in jenem Raum, der für Gianina zum Schlafen bestimmt war. Er hat vier kleine Ausläufer, wovon jeder wohlverborgen hinter einer der großen gewundenen Säulen liegt, welche den Fensterbogen zieren. Es kann aber selbiger Gang auf seiner halben Höhe verschlossen werden, also daß das Getier nicht weiterkriechen kann, sofern man nämlich eine Falltür herabläßt. Die Feder zu dieser Falltür ist versteckt angebracht in einem Regal der Turmbibliothek, wo sie durch das Gewicht eines Pergamentbandes herabgedrückt wird. Nimmt man den Band von der Stelle, so gibt die Feder nach, und die

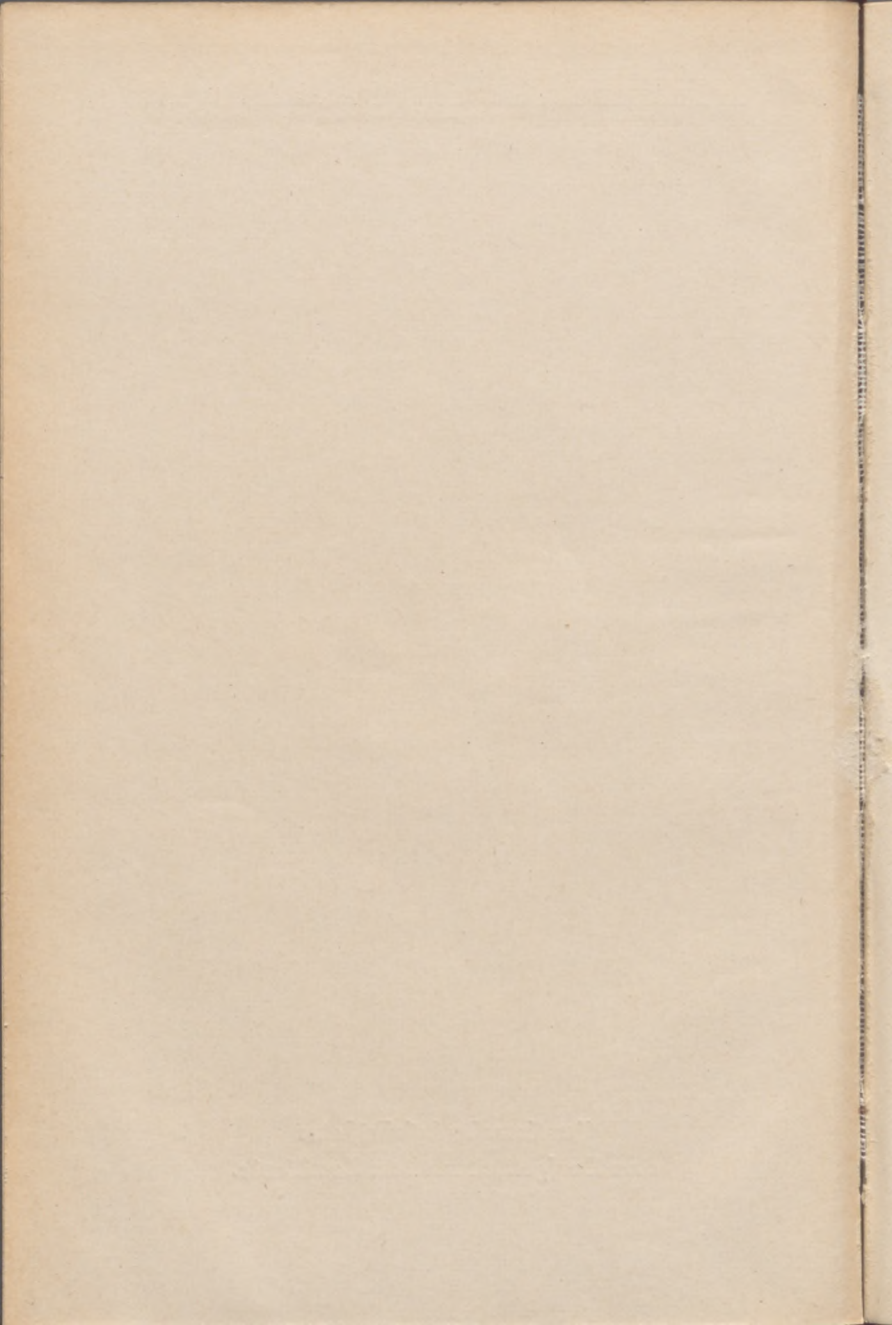
Falltür öffnet sich, so daß alles Getier freien Durchgang in das Zimmer findet.

Nach diesen Vorbereitungen ließ ich von einem Maler und Bildner, aus der Schule des Meisters Guido Reni, das Kastell kunstvoll und schön ausschmücken. Nach meinem Willen mußte er Tiere und Pflanzen des Meeres zu Vorbildern nehmen, wiewohl er sich darein nur ungern und mit großem Widerwillen fügte. Aber hier ist man noch Herr auf seinem Besitz, und ich wollte keinem Menschen raten, sich mir hier zu widersetzen. In den Städten wird es immer schlimmer, und ich danke Gott und der heiligen Jungfrau, daß ich nicht mehr weilen muß unter den Lebenden, wenn wir dereinst all unsere Rechte verlieren werden. Große Mühe hatte ich wahrhaftig damit, meinen Künstler dazu anzuhalten, auch ein bronzenes Tor zu machen, wie ich es haben wollte. Gianina und ich hatten oft in Florenz das Baptisterium durch die Tür des Meisters Ghiberti betreten, welche der große Buonarroti die Pforte zum Paradies genannt hatte, und uns an den Darstellungen der heiligen Historien erfreut. Nun aber wollte ich, daß eine ebenso kunstvolle Tür für die Treulose die Pforte zur Hölle würde. Wer es wagte, mir die schuldige Treue zu brechen, dessen Weinen sollte mich ergötzen. Und so nannte ich das Kastell von nun ab ‚Die Träne über dem Meer'.

Da ich mit Gianina meinen Einzug hielt, war sie so reizend und anmutig, daß meine Liebe mich von neuem überfiel. Ich wollte sie noch ein wenig schonen, wenn sie mir von nun an Treue hielt. Aber kaum, daß ich drei Tage ausgeritten war, meldete man mir, daß sie mich abermals hintergangen. So kehrte ich in einer Vollmondnacht heim, ging in die Bibliothek, holte den Band Sallust und gab ihn der falschen Gianina mit einem



Buntbemalte Kolossalstatue
einer Dorfgottheit aus dem Tamillande.



zärtlichen Kuß und der Weisung, es sei ein gar lustiges Buch, und man fände darin — so man nur gut nachsehen würde — wie man zürnende Liebhaber besänftigen könne. Dann ließ ich sie allein. Mein absonderliches Gebaren mag sie wohl erschreckt, ingleichen wird es sie noch mehr verwirrt haben, daß sie in dem Buch nur Geschichten in lateinischer Sprache fand, die sie nicht verstand. Nachts schlich ich an ihre Tür und hörte bald das Scharren der Krustentiere auf dem Mosaik und das Schlappen der Schnecken, wenn sie sich vom Boden wieder losmachten, an den sie sich festgesogen hatten. Zuvor hatte ich alles selber erprobt und mich insbesondere erfreut an dem schimmernden Licht, das in der Dunkelheit von den kleinen Tieren ausstrahlte. Zu meiner Freude hörte ich, wie Gianina gar jämmerlich stöhnte und seufzte, gleich einer armen Seele im Fegfeuer. Dann wieder hörte ich keinen Laut. Aufs wunderbarste kostete ich so meine Rache. Nachdem eine Stunde vergangen war, fiel mir das Stehen beschwerlich. Als ich für eine Weile fortgehen wollte, hörte ich, wie Gianina in ihrer Seelenqual furchtbar schrie. Sie rief: ‚Cesare!‘ In ihrer Angst mochte sie wohl an mich denken. Die entsetzlichen Schreie lähmten mir schier die Glieder, wenngleich ich wohl sagen darf, daß ich viel auszustehen vermag. Endlich schlich ich mich fort. Am nächsten Morgen lag sie, wie ich erwartet hatte, tot im wild zerwühlten Bett. Herzensangst und Seelenpein hatten sie getötet. Die eine in Todesstarre verkrampfte Hand umschloß den Fühler einer Languste.

Den Leichnam versenkten wir ins Meer, und ihm nach sandten meine Bravi ihren Galan, der dem einen noch im Kampf die Kehle durchbiß. Hiervon wird in langer Zeit niemand Kunde haben. Ich werde nicht mehr zurückkehren, denn ich erbte reichen Besitz in Toskana. Wenn

aber einst ein Mensch meine Erfindung aufdeckt, die mir so lieb ist, daß ich sie nimmermehr vernichten mag, so soll er doch meinen Namen nirgends finden."

Eine Weile blieb es still. Dann sagte Austen Pitt: „Ich entdeckte aber doch ein Wappen in dem Buch. Jemand hatte es an den unteren Rand einer Seite gemalt. Es ist der rote springende Stier."

„Borgia!" riefen wir rasch.

„Ja, Borgia. Ich forschte nun nach der Familie, der das Kastell vor den Caldi gehörte. Der alte Marchese erzählte mir schließlich, nachdem ich sein Vertrauen gewonnen, daß seine Familie es im neunzehnten Jahrhundert zur Deckung einer Spielschuld von einem der jetzt ausgestorbenen Astorres bekommen hätte; ein Zweig dieses Geschlechtes sollte von einem unehelichen Sproß Cesare Borgias abstammen. Als ich ihm schilderte, was wir erfahren hatten, schien aus seinen Reden hervorzugehen, daß er mehr wußte, als er bisher gesagt hatte. Die italienische Aristokratie verkauft ihre Geheimnisse nicht als Sensationen an Amerikaner. — Ich kann euch aber noch etwas Überraschendes zeigen." Er zog ein kleines Etui aus der Tasche, dem er eine Miniatur entnahm. Es war ein schönes Frauengesicht, lieblich und unergründlich. Auf der Rückseite stand „Giulia Gianina".

Rider und ich betrachteten das Bildnis lange.

Pitt sagte: „Blunt schenkte es mir. Es hing an einem Nagel hinter dem Sallust. Er sagte, er möge das Bild nicht sehen, weil es seiner kleinen Nina so gleiche."

Wir fühlten uns wie verzaubert nach dem Anhören der seltsamen Geschichte.

Pitt erzählte uns dann noch, wie er alles untersucht, ausprobiert und bestätigt gefunden habe; nur daß die Tiere, als Licht im Zimmer gewesen sei, bald wieder

dahin zurückdrängten, woher sie gekommen waren. Die beleuchtete Umgebung sagte ihnen offensichtlich nicht zu. Es seien aber so viele gewesen, daß man sich wundern mußte, wo sie plötzlich alle herkamen.

Als Pitt nichts mehr zu erklären fand, sah er mich fragend an. „Sie wollten mir noch etwas über den Talisman sagen, der uns beschützte."

„Zuvor muß ich noch etwas wegen der Nachttischlampe melden," unterbrach Rider, „wenn es auch nur unseren, oder vielmehr Antoinettes Fall aufklärt. Jane hat gestanden, daß sie die Birne mit einer ausgebrannten vertauschte. Sie hatte damit gerechnet, daß sie Antoinette dadurch den Aufenthalt noch mehr verleiden könne. Ein Bett, an dem man das Licht nicht bequem ausdrehen kann, ist für sie der Inbegriff aller Schrecken."

„Das ist stark!" sagte Pitt lachend. „Bei den anderen Fällen wird es ein nicht weniger erklärlicher Zufall gewesen sein. Aber nun sprechen Sie vom Talisman!"

„Was uns beschützte, ist leicht erklärlich. Mister Blunts Schwester und ich, wir wurden vom Grauen nicht überwältigt, weil wir ein schutzloses Wesen, unser Liebstes auf der Welt, vor der gleichen Angst zu bewahren suchten, die wir erleben mußten. Sie, Mister Blunts Schwester, und ich, wir haben tausendmal mehr an unsere Kinder dabei gedacht als an uns selber. Und darum sind wir morgens mit gesunden Sinnen aufgestanden. Die beiden armen nervenzerrütteten Frauen starben am Herzschlag, und ihr Freund, der die ganze Nacht sich alle erdenkbaren Schrecken ausmalte, die ihn vielleicht an wirklich überstandene Gefahren erinnerten, brach darunter zusammen. Die Verantwortung ist wie ein Panzer. Sie drückt nicht nur, sie schützt auch. Und wir können dankbar sein, wenn wir so gepanzert sind."

Die beiden sahen mich lange an, so daß ich rot wurde.

„Finden Sie, daß damit alles erklärt ist?" fragte ich.

„Ja!" sagte Pitt.

Rider schwieg.

Dann sagte ich: „Aber es bleibt doch noch ein Rätsel zu lösen: die Konsequenz der Zufälle mit dem Licht. Eine konsequente Kette von Zufällen scheint doch kein Zufall mehr."

„Mag man es nennen, wie man will," meinte Rider, „die Kausalkette liegt wie ein Kabel unter Wasser, und wir heben nur zeitweilig manche ihrer Glieder ans Licht. Anfang und Ende kennen wir nicht. Wenn auch gewiß nicht eine magische Kraft des scheußlichen Borgiasprossen hier noch nach Jahrhunderten den Zufall lenkte — aber was wissen wir davon, welche Macht hinter ihm und seinem Werk stand? — Wir wissen ja nicht einmal," fuhr er fort und sah mich lächelnd an, „welche Macht an dem denkwürdigen Morgen unsere Hände ineinander legte."

Auch ich mußte lächeln und sagte aus einer naheliegenden Gedankenverbindung heraus: „Ich bin nur froh, daß Marys Cesare so geradlinig und nachgewiesen von ehrbaren Florentiner Patriziern abstammt."

Da lachte auch Austen Pitt, und wir tranken auf das Wohl der beiden.

Gedankensplitter

Es kann sein, daß nicht alles wahr ist, was ein Mensch dafür hält (denn er kann irren); aber in allem, was er sagt, muß er wahrhaftig sein (er soll nicht täuschen).

Kant.

*

Es ist doch wirklich wahr, daß, wo die heitere Ruhe gestört ist, die Harmonie des Lebens nicht mehr rein und voll erklingt.

Wilhelm v. Humboldt.

Das Paradies

Roman von Gustaf Janson (Schluß)

Vom Ausbruch des Vulkans an datierte die Frau auf der Insel die Zeit, wo sie sicher wußte, daß sie das geworden war, was sie selbst einen andern Menschen nannte. An das, was sie einmal gewesen, dachte sie nicht mehr. Durch zwei Jahre hatte nichts ihr Gleichgewicht gestört, und über das Leben, welches die beiden führten, breitete die Gewöhnung an die kleinen täglichen Sorgen nicht das einschläfernde Gepräge der Monotonie. Beide taten, was geschehen mußte, weil sie wußten, daß es notwendig war, und wenn sie miteinander sprachen, war es meist von der Zukunft der Kinder; diese hell und geborgen zu machen, erklärte sie immer als ihre einzige Lebensaufgabe.

„Was sollen sie denn werden?“ hatte Lind einmal gefragt.

„Menschen,“ antwortete sie.

„Ja, ja, wir werden schon sehen,“ sagte er immer, und damit schloß das kurze Gespräch.

Darin waren sie beide einig, sowie in allem andern. Das Vergangene besaß nichts Lockendes mehr für sie; er sprach nie davon, und ihr erschien all das Alte wie eine überstandene Krankheit, nach der sie keinen Rückfall fürchtete, seit sie gelernt hatte, wie leicht es war, Stärke und Trost in sich zu finden, wenn sie nur ernstlich danach suchte. Überdies waren die Kinder da, die ihre Zeit und ihre Kräfte in Anspruch nahmen. Alle ihre Gefühle, jeder Gedanke betrafen nur ihr Wohlbefinden, sie hatten ihr so unendlich viel gegeben, daß sie ihnen vielleicht nie auch

nur die Hälfte wiedergeben konnte, wenn sie einmal das Alter erreichten, wo Kinder in ihrer Unwissenheit zu fordern anfangen anstatt weiterzubitten. Aber auch dann war sie bereit, aus ganzem Herzen zu geben, denn sie hatten sie zu dem gemacht, was sie jetzt war: eine Mutter.

Eines Tages, als das Mädchen an ihrer Brust lag und der Knabe am Sand daneben spielte, rief sie fröhlich aus: „Jetzt bin ich nicht mehr allein!"

Lind, der ein Stück weiter weg beschäftigt war, wendete sich ihnen mit einem freundlichen Lachen zu und fragte: „Na, und ich?"

Sie schwieg eine Weile, nach einer Antwort suchend, und sagte schließlich: „Du bist nur ihr Vater, aber ich, ich bin ihre Mutter."

Er sah sie erstaunt an und wußte nicht recht, was sie damit meinte. Den ganzen Nachmittag grübelte er über die Bedeutung der Worte. Zuerst glaubte er zu ahnen, daß sie ihn von der Liebe der Kinder ausschließen wollte, und ein Gefühl, das dem Neid glich, begann sich in seinem Innern zu regen. Er wollte das häßliche Gefühl töten, aber es ließ sich nicht gutwillig entfernen, und je mehr er darüber nachdachte, umso wahrscheinlicher kam es ihm vor, daß er recht geraten.

„Es sind doch auch meine Kinder," brummte er. Und von dem Augenblick an beschäftigte er sich immer mit dem Knaben. Das Mädchen war noch zu klein; es an sich zu ziehen, würde ihm schon später gelingen.

Aber seine Liebkosungen fielen hart aus, und statt den Knaben froh zu machen, wie er gehofft hatte, floh der Kleine zur Mutter, sobald er sich näherte.

„Das ist ein merkwürdiger Junge," sagte Lind eines Tages nach einem neuen mißglückten Versuch, ihn zu unterhalten. „Er läuft vor mir davon."

Die Frau nahm den Kleinen in die Arme und drückte ihn zärtlich an sich.

„Er weiß, daß er bei mir alles findet," sagte sie.

„Solch kleiner Balg weiß überhaupt noch nichts."

„Er weiß, was er zu wissen braucht."

Lind suchte einen Einwand, fand ihn aber nicht und schwieg, geschlagen von dem triumphierenden Ausdruck in ihren Augen. Er wurde unsicher und wollte schweigend seiner Wege gehen, aber dann fand er, daß er über diese Dinge zu viel gegrübelt hatte, um so ohne weiteres nachzugeben, er nahm sich vor, einen entscheidenden Schlag zu tun. Aber wie immer, wenn ein Mann Hals über Kopf zuwege geht, um in irgend einer Richtung Klarheit zu erlangen, wo die Gefühle einer Frau mit im Spiele sind, wählte er einen unrichtigen Weg.

„Willst du haben, daß der Junge sich nicht um mich scheren soll?" fragte er, und seine Augen blitzten.

Sie hatte seinen Blick bemerkt und wurde davon hart.

„Warum sollte er das, wenn er mich hat?" fragtesie.

Lind strich seinen langen Bart. Seine Bewunderung für die Genossin in dem, was er noch immer manchmal „ihr Unglück" nannte, war zu groß, als daß er es gewagt hätte, in demselben Ton zu antworten. Trotz allem, was sie getan, damit sie sich einander nähern und sich voll verstehen sollten, war in seinem tiefsten Innern doch noch ein Abstand, und dieses Gefühl, von dem sich ganz zu befreien ihm nie gelungen war, reizte ihn jetzt auf, etwas zu wagen, was nie früher geschehen war.

„Ich bin der Vater des Jungen," sagte er barsch.

Sie hielt den Knaben auf dem gestreckten Arm gerade vor sich hin, um ihn recht betrachten zu können.

„Nein," sagte sie endlich, „meine Kinder haben nur ihre Mutter."

Lind brach in ein gezwungenes Gelächter aus.

Dann sagte er höhnisch: „Viel ist das nicht."

„Genug für mich und für sie."

Sie setzte den Knaben in den Sand, stellte sich vor Lind und begann, ohne die Stimme über den gedämpften Tonfall zu erheben, in dem sie gewöhnlich sprachen, aber ruhig und entschlossen: „Du scheinst mich mißverstanden zu haben. Da mag es Zeit sein, daß ich mich ausspreche, so daß es nicht nötig ist, wenn die Kinder so groß geworden sind, daß sie selbst zu denken anfangen. Du bist nichts für mich, nichts, aber Karl hier und die kleine Beß, sie sind meiner Gedanken, meiner Träume, meiner Sehnsucht Frucht. Für mich sind sie mehr als alles, und mein Leben hat nur den Wert, den es für sie hat. Ich lebe für und durch sie und kann es nicht ohne sie. Sie sind und bleiben mein und nur mein. Du, der du vielleicht mit noch einem andern Weib verheiratet bist, wie könntest du der Vater meiner Kinder sein? — Um ihretwillen darfst du es nicht, um ihretwillen, hörst du es, denn du sowie ich, wir sind nichts neben den Kindern. — Ja, ich sehe, was du sagen willst, aber es ist nicht wahr. Sinnlichkeit? Nein, das gibt es nur dort drüben, nicht hier, und du solltest mich besser verstehen. Wir sind tot für alle, gerade deshalb leben wir — leben durch die Kinder."

Sie wandte ihm den Rücken, nahm die beiden Kleinen, jedes auf einen Arm, und ging den Pfad zur Grotte hinan. Zum ersten Male seit mehreren Jahren waren heftige Worte zwischen ihnen gefallen, und sie litt darunter; aber um der Kinder willen fühlte sie sich zu noch größeren Opfern als diesem imstande, das darin bestand, daß sie ihren Stolz tötete.

Lind verstand kaum die Hälfte von dem, was gesagt worden war; mit gesenktem Kopf blieb er eine Weile

stehen und ging dann hastig den Berg hinauf. Dort oben ließ er den Meereswind seine Stirn kühlen, und als er eine Weile gestanden hatte, schlug er die Richtung nach dem Wald ein und wanderte weiter.

„Ich habe sie und mich falsch verstanden," sagte er halblaut, „aber gibt es eine Möglichkeit, das Unbegreifliche begreifen zu lernen, so soll es hier sein."

Spät Abends kam er zurück und fand dasselbe Seil, das vor ein paar Jahren die Grotte in zwei Abteilungen geteilt hatte, wieder aufgespannt, und darauf hingen die Ziegenhäute. Da sah Lind ein, daß er sich schwerer vergriffen hatte, als er geglaubt; und da er nie aufgehört, ehrfurchtsvoll für die Frau zu empfinden, auch nachdem er gelernt hatte sie zu lieben, gehorchte er dem stummen Wink und nahm seinen früheren Platz an der Mündung der Grotte ein. — In dieser Nacht schlief er unruhig, von quälenden Träumen gestört, die ihn unaufhörlich weckten, so daß er sich erschrocken im Dunkel umsah.

Am nächsten Morgen stand er bei Tagesanbruch auf, schlich sich von seiner Schlafstelle weg und wanderte eilig südwärts.

Als er im Laufe des Abends zurückgekommen war, hatte Elisabeth ihn nicht gehört. Da sie ihn auch am andern Morgen nicht fand, wurde sie gedankenvoll. Sie saß lange, die Stirn in die Hände gestützt, und wunderte sich, daß nicht einmal zwei einsame Menschen zusammen leben können, ohne zuweilen gezwungen zu sein, bittere harte Worte zu gebrauchen. „Er versteht mich nicht, und ich ihn nicht," dachte sie. „Nun wohl, ich will mich in Geduld üben, ich will in allem nachgeben, was die Kinder nicht betrifft, denn auf sie darf nicht der Schatten eines unreinen Gedankens fallen."

Erst nach Einbruch der Dunkelheit kam Lind zurück. Er blieb schweigend unterhalb des Abhanges stehen und sah zu ihr auf, die dort saß.

„Warum kommst du nicht her?" fragte sie endlich.

„Ich warte," antwortete er und blieb unten stehen.

„Das sollst du nicht meinethalben tun. Komm herauf, ich habe den Strick mit den Ziegenhäuten heruntergenommen."

Wie von einer inneren Macht getrieben, eilte er einige Schritte auf sie zu, blieb dann aber wieder stehen und antwortete mit ihren eigenen Worten: „Das sollst du nicht meinethalben tun. Es ist wohl am besten, wenn es so wird, wie du willst."

„Ich will das, was du willst. Komm jetzt!"

„Nein, ich will so, wie du willst. Ich komme."

Ihre Stimmen klangen feierlich durch das nächtliche Dunkel. Beide fühlten, daß ein Kampf zwischen ihnen ausgekämpft wurde, und sie wußten, daß sein Ziel der Mühe lohnte und daß er gerade jetzt ausgekämpft werden mußte, solange die Wunde nach ihrem Mißverständnis noch offen war, damit nichts, was ihre Heilung hindern konnte, dazwischenkam. Hier in der Einsamkeit wurden die großen Worte nicht lächerlich, denn die Gedanken und Gefühle, die im Schoße der Natur entstanden sind, wissen nichts von Haß, nur von Liebe und Verständnis, und dem, was dasselbe ist, Vergebung. Der Kampf, zu dem beide mit dem festen Entschluß gegangen waren, durch Nachgiebigkeit zu siegen, war kurz.

Als er hinaufgekommen war, blieb Lind neben ihr stehen und bat sehr weich: „Verzeih mir!"

„Das habe ich schon getan, und nun mußt du mir meinen Irrtum verzeihen." Sie reichte ihm die Hand, die er ergriff und vielsagend drückte.

„Du kannst dich nicht irren."

Sie fühlte, wie es in ihr zu arbeiten begann, als er so in allem nachgab, und sanft fragte sie: „Verstehst du mich?"

„Nein, aber ich weiß, daß du recht hast."

Eine Weile stand er regungslos, ihre Hand in der seinen, und beide fühlten, daß sie jetzt so einig waren wie nie zuvor.

Dann nahm er an ihrer Seite Platz und sagte: „Es hat schon vor uns hier auf der Insel ein Mensch gelebt."

In der Dunkelheit sah er nicht, daß sie fragend den Blick auf ihn richtete, aber er wußte, daß sie es tat, und begann zu erzählen: „Als ich gestern fortging, wanderte ich über das Schildkrötenplateau und kam bis zu den Klippen am Südufer. Du weißt ja, daß dort ganz wie hier vor uns eine kleine Bucht ist, zu der wir nie gegangen sind, da wir ja vorderhand hier genug Krabben haben. Ich blieb dort oben stehen, schaute auf den Sand unten und dachte . . ." Er unterbrach sich plötzlich und hielt inne.

„Was dachtest du," fragte sie.

„Ich . . . nein, das gehört nicht her."

„Du mußt mir sagen, was du gedacht hast."

Er zögerte noch, sprach aber dann fort: „Nun, ich kann es ja sagen. Ich dachte, vielleicht ist hier im Berg auch eine Grotte. Ich will nachsehen und mich dort niederlassen, ich bin ja so . . ."

„Da hast du unrecht gedacht," unterbrach sie ruhig . . . „und du hättest noch mehr unrecht gehabt, wenn du es getan hättest. Dachtest du nicht an die Kinder?"

„Ich dachte nur an dich," sagte er ausweichend.

„Ich denke nur an sie, das sollst du auch tun."

„Es ist wohl richtig so, wie du sagst, aber da ging mir nur das im Kopf herum, und so kletterte ich über

die Klippen. Wie du weißt, ist der Strand auf dieser Seite viel höher; mein Weg war lang, und ich mußte manchmal große Windungen nehmen. Auf einmal blieb ich stehen, vor mir lagen drei Treppenstufen, ganz ordentlich in die Klippen gehauen, und darunter setzte sich ein Weg fort, der viel begangen worden sein muß. Ich hatte keine Angst, denn wenn es auf der Insel außer uns noch Menschen gäbe, hätte ich sie sicher auf meinen Streifzügen gesehen; aber daß nur menschliche Füße diese Steine getreten hatten, das merkte ich wohl. Ich dachte gar nichts, ich ging nur weiter den Pfad entlang. Fünfzig Schritt lang war er ungefähr, dann fiel er zu einer Grotte ab, die größer und geräumiger als diese ist. Ich trat ein und fand eine Bank, die gewiß früher als Lagerstatt diente. Sonst war nichts da als ein paar Wassereimer, die so alt und morsch waren, daß sie zerfielen, als ich sie vom Boden aufhob. Ja, und dann lag auf einem Brett, das wie ein Pult aussah, ein altes Buch, ich glaube, es ist eine Bibel, und darüber ein Kruzifix an der Wand. Sonst sah ich nichts, und dann ging ich, wie ich gekommen war."

Nach einer Weile sagte sie: „Wir gehen morgen hin."

„Ich wollte es gerade vorschlagen."

„Gute Nacht, Karl."

„Schlaf wohl ...!" Er dehnte das letzte Wort ein wenig, aber da sie gerade freundlich sein Haar streichelte, fügte er, dadurch ermutigt, hinzu: „Schlaf wohl, Beß!"

Ihre Hand ruhte weiter auf seinem Kopf, und da begriff er, daß sie ihm alles verziehen hatte. Als sie gegangen war und er sie dort drinnen die Ziegenfelle um die schlafenden Kinder schlagen hörte, dachte er: „Für sie will ich alles tun; für sie und für die Kinder auch, da sie es will."

Zeitig am nächsten Morgen wanderten die beiden quer über die Insel der Grotte zu, die Lind am vorhergehenden Tag gefunden. Auf dem Rücken trug er den Knaben in einem Sack aus Ziegenfellen; das nicht ganz ein Jahr alte Mädchen ruhte in Elisabeths Armen und plapperte die unbegreiflichen Laute, die immer die größte Freude der Mutter sind. Zum „Schildkrötenplateau" schlugen sie einen von Lind gebahnten Weg ein, aber dann waren sie gezwungen, einen Pfad zu nehmen, der sich in launenvollen Windungen verzweigte und den nur Ziegen und Schweine ausgetreten hatten; da hieß es mehrere Male, unter den Lianen, die wie zum Fange ausgehängte Netze waren, durchzukriechen. Zwei Stunden nach Beginn der Wanderung standen sie am südlichen Abhang und verfolgten dann den gebahnten Weg zum Strand hinab.

Die Grotte war ganz so, wie Lind sie beschrieben hatte. Hoch, kühl und hell, aber doch vor Winden geschützt. Die beiden, die schweigend und sich wundernd vor ihrem Eingang standen, sagten sich, daß, falls sie die Höhle nicht gefunden hätten, die sie nun ihre Wohnstatt nannten, die Not sie gezwungen haben würde, diese aufzusuchen. Und nachdem sie nach der unveränderlichen Gewohnheit der Menschen zuerst an sich gedacht hatten, wurden ihre Gedanken zu dem oder denen gezogen, die einmal hier gehaust. Nichts verriet, vor wie langer Zeit es gewesen, nur ein paar vermoderte Überreste von etwas, das, wie sie annahmen, Kleidungsstücke gewesen waren, lagen in einer Ecke umher und zerfielen zu einem Häufchen Staub, als Lind mit dem Fuß daran rührte.

Als sie sich eine Weile umgesehen hatten, ging Elisabeth zu dem Pult im Hintergrund der Grotte und öffnete die Bibel darauf. Ein paar der vergilbten Blätter lösten

sich und fielen mit leisem Rascheln zu Boden. Sie zog sich hastig zurück, aber faßte gleich wieder Mut und hob das schwere Buch von seinem Platze auf, um es ans Tageslicht zu tragen.

„Das ist lange gelegen," meinte Lind.

Elisabeth nickte schweigend und wendete ein paar Blätter, um den einen oder andern Vers zu lesen. Aber es stellte sich heraus, daß das Buch in einer ihr fremden Sprache gedruckt war, die sie für Latein hielt.

„Lesen können wir nicht, aber eine Bibel haben wir doch," murmelte sie.

Und es war, als hätte die Gegenwart dieses Buches der Bücher ihnen größere Zuversicht gegeben und die Kräfte der beiden gesteigert.

Lind sammelte sorgsam die Blätter auf und ergriff die Deckel, um sie an ihren Platz zu legen. Da merkte er, daß jemand mit einem spitzigen Gegenstand Buchstaben in den Pappendeckel geritzt und dann die Vertiefungen mit einer dunklen Flüssigkeit ausgefüllt hatte. Auf diese Art war eine zwar verwischte, aber doch ganz leserliche Schrift hervorgebracht worden.

„Das . . . das ist gewiß Englisch," sagte er.

Elisabeth nahm die Deckel und las halblaut: „Ich habe ein Grab am Strand gegraben, und bevor ich einschlummere, um nie mehr zu erwachen, werde ich mich hineinlegen, die Hände über der Brust falten und die Augen schließen, die dann nie mehr den blauen, verheißungsreichen Himmel sehen werden und den grünen Wald. Ich weiß, daß der lockere Sand bald herabrieseln und die Grube füllen wird, in der mein Körper modert. Niemand wird mich finden, ich bin gewesen.

Und Du, der Du etwa nach mir herkommst auf diese ‚Insel des Seligen' bleibe und folge meinem Beispiel.

Aber allein mußt Du sein, und kannst Du es nicht, nie mehr als zu zweien, denn der Mensch ist des Menschen einziger Feind. Mein Staub grüßt den Deinen, möge Dein Geist wachsen."

Langsam glitt der steife Deckel in Elisabeths Schoß, und beide saßen stumm da, ohne sich Rechenschaft über die wechselnden Eindrücke geben zu können, die die unerwartete Entdeckung, daß vor ihnen ein Mensch auf der Insel gelebt hatte, hervorrief.

Keine Silbe, kein Zeichen gab an, wer der Unbekannte gewesen. Ob er als Schiffbrüchiger an den Strand geschleudert worden war, oder ob er freiwillig Zuflucht außerhalb der Welt gesucht hatte, darüber war nichts gesagt. Es war jemand, der, nachdem er sich Ruhe erkämpft hatte, andern einen Rat gab. Ob sie ihn befolgen wollten, mußten sie allein entscheiden. Wem der Rat gegeben war, kümmerte ihn nicht. Er kannte offenbar sich und viele andere; er mißtraute darum den Kräften der Menschen, und die ersten, die das kurze Testament lasen, glaubten, die halb wehmütige, halb müde Selbstironie zu fühlen, mit der er seine Zeichen in den Deckel der Bibel gegraben, damit einem menschlichen, wenn auch unklaren Verlangen nachgebend, die Gedanken eines Menschen auf das Schicksal eines anderen zu lenken.

Sie saßen stumm und andächtig. Das Echo dieser Stimme von jenseits des Grabes hatte sie feierlich gestimmt. Namenlos und vergessen war er wie sie, und er hatte sich gebeugt!

Ihre Blicke begegneten sich, und sie sahen, daß sie dasselbe dachten: hatten sie nicht recht daran getan, sich auch zu beugen?

Ein schönes Lächeln huschte über Linds Züge, und der Widerschein spiegelte sich auf Elisabeths Antlitz.

Sie nickten einander zu und versanken wieder in Schweigen, das so viele große und hoffnungsvolle Gedanken schenkte.

Und als sie an sich gedacht und jeder auf seine Weise lange genug verglichen hatten, fand Lind das Beste, das gesagt werden konnte. Sein Haupt entblößend, sagte er einfach: „Wir wollen für seine Seele beten; er ist vielleicht einmal sehr unglücklich gewesen."

Beide fielen auf die Knie und beteten leise für den Fremden.

In der Einsamkeit lernt der Mensch fassen, daß er Hilfe bei höheren Mächten suchen muß; aber wo sich die Menschen in Scharen zusammendrängen, werden sie übermütig, sowie sie ihre große Zahl sehen und sie vergessen ...

Eine Weile später verließen sie die Wohnstätte des Unbekannten und kehrten zu ihrer Grotte zurück, die Bibel nahmen sie mit.

Als sie wieder heimgekehrt waren, sagte Elisabeth ernst: „Vergiß nie, daß wir auf der Insel des Seligen sind."

„Der Insel der Seligen. Ja, ich werde immer daran denken, Beß."

Bevor sich Elisabeth an diesem Abend zur Ruhe begab, umarmte sie die Kinder zärtlicher als sonst.

„Einsam? — Ja, der Arme war es wohl." Innig sprach sie: „Wie danke ich dir, Mutter Natur, daß du mir das höchste Glück geschenkt hast, die Mutterfreude!"

Gleich schwarzen und weißen Perlen, die auf eine Schnur gereiht sind, folgten Tage und Nächte aufeinander. Ihre Reihe wuchs, und die beiden Menschen sahen die ersten in so weiter Ferne verschwinden, daß sie

sich nicht mehr genau erinnern konnten, wo sie einmal begonnen hatten. Nur ungefähr wußten sie, wie lange Zeit sie auf der Insel lebten, und sie fragten auch nicht danach; an Zeit im herkömmlichen Sinne lag ihnen nichts mehr.

Lind zeigte nie in irgend einer Weise, daß er das Vergangene entbehrte oder sich nach Neuem sehnte. Und für Elisabeth gab es nichts andres als das Gegenwärtige und die Zukunft der Kinder. Sie war zufrieden. Sie merkte von Tag zu Tag, wie die Gedanken in der sie umgebenden Ruhe größer und stärker wurden. Vor ihr lag gleichsam ein weites Feld, so groß, daß der Blick die Grenzen nicht erreichte; aber überall, wohin sie sah, sproßten schöne Gedanken empor, blühten und trugen herrliche Früchte, und das Feld gehörte ihr allein, nie sollte es ein Fremder betreten.

Sie saß unter der Grotte und sah zu, wie die Kinder am Strand spielten. Der Knabe, zehnjährig, mit kräftigen, gut entwickelten Gliedern, benahm sich manchmal jungenhaft übermütig gegen seine kleinere Schwester, aber gleichzeitig lag etwas zärtlich Beschützendes in seinem Gebaren, er wußte, daß er älter und größer war. Beide Kinder hatten die dunklen, tiefen Augen der Mutter geerbt, aber ihr Haar war hell und wallte wie glänzendes Gold über den Rücken. Die Stimmen klangen in der Stille weich.

„Fische!" rief der Knabe halblaut und wies eifrig nach dem Strand.

Das Mädchen wiederholte dasselbe Wort noch leiser, und beide krochen rücklings die Klippen hinab; sie wußten, wie leicht die Fische erschraken und flohen, wenn sie sahen, daß jemand sich am Strand bewegte.

Der Knabe lief rasch zur Grotte, holte Angelzeug und Köder unter einer Felsplatte hervor und kehrte zum Rande der Klippe zurück. Der Fischhaufen, den sein scharfes Auge entdeckt hatte, tummelte sich auf dem Wasserspiegel unter ihnen. Sowie die Angel ausgeworfen war, schnappten die Fische zu. Flach auf der Erde liegend, beobachteten die Kinder die Tiere, die sich um den plumpen Haken drängten; leise lachend zogen sie einen Fisch nach dem andern dann herauf.

„Zwölf," sagte der Knabe, als die Fische auf dem Sand hinter ihm lagen, und wickelte die Schnüre zusammen. Man hatte ihn gelehrt, nie mehr zu fangen, als an einem Tag gegessen werden konnten. Wie groß das Vergnügen zu angeln auch war, so hörte er doch damit auf, als die bestimmte Menge gefangen war.

Das Mädchen nickte schweigend; dann lachten beide glockenhell. Sie waren fertig, nun schadete es nichts, wenn sie die übrigen verscheuchten, am nächsten Tag waren ja wieder andere da. Die Fische, die noch Lebenszeichen gaben, wurden getötet, worauf das Mädchen sie mit einem scharfen Stein abschuppte und reinigte. Dann wurden sie zum Kochplatz getragen und von Elisabeth zubereitet, während der Knabe sich im Schatten ausstreckte. Das Mädchen lief geschäftig ab und zu und reichte der Mutter bald diesen, bald jenen Gegenstand, und immer wußte sie im voraus, was sie ihr geben sollte, bevor noch ein Wunsch ausgesprochen war. Alles geschah still, mit kurzem, freundlichem Lachen und liebkosenden Gebärden, die von der Mutter erwidert wurden; die Kleine spielte wie ein Kätzchen und machte sich gleichzeitig nützlich.

Der Knabe drehte sich bequem auf die andere Seite, betrachtete sie und stimmte in das Lachen ein. Plötzlich

sprang er auf, faßte die Schwester um den Leib und begann, sich mit ihr umherzutummeln, so daß der Sand nur so um sie flog. Kleine, gellende Schreie, jubelndes Lachen, und die Spielenden tollten weiter über Steine und Sand. Dann warfen sie die Ziegenfellkleider ab und sprangen ins Wasser, um zu baden.

Ihre Heiterkeit wuchs noch, als Lind sich auf den Klippen über der Grotte zeigte, auf dem Nacken ein grunzendes Ferkel tragend, das mit den zusammengebundenen Füßen allerlei Bewegungen ausführte, um loszukommen. Aber Linds Fäuste waren stark, und mühelos hielt er den zappelnden Gefangenen fest.

Lärmend liefen die Kinder ihm entgegen. Er begrüßte sie mit fröhlicher Miene. Der Knabe wollte das Ferkel über den Abhang tragen und durfte den Versuch machen. Die Last drückte ihn zu Boden, er rutschte ein paarmal aus, aber da biß er die Zähne zusammen und griff mit frischem Mut an. Lind lachte verstohlen und ließ ihn gewähren, während er, die Hand des Mädchens in der seinen haltend, nachfolgte, bereit zu helfen, falls es nötig schien.

Der Gefangene wurde triumphierend zu einer kleinen Einzäunung getragen, in die früher ein andrer seiner Artgenossen eingeschlossen worden war. Dann erzählte Lind, wie es ihm gelungen war, das zukünftige Haustier zu fangen.

„Ich stellte meine Fallen gestern in das Buschwerk unter dem Vulkan, da ich bemerkte, daß die Tiere sich dort aufhalten. — Ja, ich habe es dir nicht erzählt,“ wandte er sich an den Knaben, „da wärst du wohl hingelaufen und hättest sie mir verscheucht. Heute saß dieser Kerl mit den Hinterbeinen fest. Wir wollen ihn zusammen mit seinem Kameraden und den Ziegen aufziehen.“

Das war, wie Lind gesagt hatte, recht einfach gewesen, aber in ihrem Leben bildete es doch ein wichtiges Vorkommnis, das Stoff zu langen Abendgesprächen zwischen ihm und dem Sohn geben würde. Der Knabe nickte, als der Vater geschlossen hatte; ganz so mußte es nach seiner Meinung zugehen.

Das Ferkel sprang grunzend und quiekend in dem abgegrenzten Raum umher, während sein vor einigen Monaten gefangener Bruder in schläfrigem Wohlbehagen dalag. Er war schon an den Verlust der Freiheit gewöhnt und entbehrte sie nicht.

An den Zaun gelehnt standen die vier Menschen da. Die Alten in Ziegenfelle gehüllt, die Kinder nackt. Die Frau hoch und schlank, mit starken Gliedern, der Mann etwas gebeugt, mit graugesprenkeltem Haar und Bart, der bis zur Mitte der Brust reichte, und zwischen ihnen die Kinder, sonnegebräunt, mit hurtigen, lebhaften Bewegungen und fröhlichen Stimmen.

Eine Weile standen sie so, indes die Sonne im Westen versank, den Himmel blutrot färbend.

Endlich sagte Elisabeth gedankenvoll: „Ist es wirklich recht von uns, ein lebendes Wesen seiner Freiheit zu berauben?"

Lind betrachtete sie von der Seite, als wollte er zuerst sehen, ob sie das, was sie sagte, ernstlich meine. Er glaubte es wohl, denn jede Art von Pose war bei ihnen unbekannt, aber es war ihm zur Gewohnheit geworden, lange zu denken, bevor er Antwort gab.

Unbekümmert sagte er: „Ach, das andre fühlt sich doch ganz wohl, und morgen ist das hier auch ruhig, laß es nur quieken, bis es müde wird."

Da sie den Kopf schüttelte, sagte er bedächtig: „Außerdem müssen wir etwas Vorrat haben, wer weiß, ob die



Zwergenverhör vor der Elfenkönigin. Nach einer Silhouette von O. Kubel.

Regenzeit nicht ebenso schlimm wird wie vor vier Jahren, wo die Schildkröten von der Insel verschwanden und wir manchmal ganze Tage hungern mußten. Den Kindern zuliebe ziehen wir die hier auf."

Da nickte sie ihm billigend zu, und er lächelte.

Eines hatte Lind in den vergangenen Jahren gelernt. Sooft er sagte, daß etwas den Kindern zuliebe geschah, fand Elisabeth keinen Einwand dagegen. Er benützte diesen Ausweg nur selten, aber manchmal wurde er von ihren ihm unfaßbaren Skrupeln dazu gezwungen, und als er in letzter Zeit auf die Idee gekommen war, Haustiere zu halten, hatte er erklärt, daß dies den Kindern zuliebe geschehe.

Die drei Ziegen, die in der einen Abteilung der Einzäunung meckerten und ihnen aus der Hand fraßen, waren nun samt den Schweinen ihr einziges Eigentum, und da es den Tieren nie an Futter fehlte, hatten sie sich bald in ihr Schicksal gefunden. Elisabeths Bedenken, die jedesmal, wenn ein neuer Gefangener eingeschlossen wurde, schwächer auftraten, wurden leicht überwunden, und nachdem er ihr versprochen hatte, die Tiere nur im äußersten Notfall zu schlachten, gab sie sich zufrieden.

„Nein, niemals töten," sagte sie halblaut als Antwort auf eine stumme Frage.

„Ich muß es doch tun," wendete er ein und senkte den Kopf, als schäme er sich.

„Müssen! Wie grausam sind wir Menschen doch!"

„Not kennt kein Gebot."

„Eine traurige Entschuldigung!"

„Mag sein, aber sie gilt überall. Du hast gesehen, wie gestern der Habicht eine Taube holte; die Fische fressen sich gegenseitig auf, und wir — denke an die Schildkröten, die Eier und die Krabben — leben heißt töten."

„Durch Schrecken herrschen, seine Überlegenheit dadurch zeigen, daß man grausam ist, schlägt, verwundet und tötet, heißt das leben?“

„Es ist so geworden. Und um der Kinder willen muß ich es tun. Später können sie es selbst halten, wie sie wollen.“

Sie reichte ihm dankbar die Hand, um der Kinder willen war alles erlaubt.

Und Nächte fügten sich zu Tagen, Tage zu Nächten, die lange Perlenschnur wuchs. Mehr und mehr des Verflossenen glitt ins Dunkel der Vergessenheit, und mehr und mehr ward von der Zukunft erwartet, die hinter dem undurchdringlichen Vorhang des Werdenden lag.

Meer und Land waren vom Sonnenschein übergossen; die Luft durchsichtig klar, weit hinaus über die Höhe, zu der die Gedanken sich zuweilen zu erheben wagten. Das Meer lag gelbweiß da, mit einem mattgrünen Schimmer in der Tiefe, ganz fern am Horizont blendend, lichtgesättigt, weiß in allen Nuancen, und in der Höhe schwebte die leuchtende Sonne.

Eine Schar Seeschwalben flog durch die weißglühende Atmosphäre. Rasch waren sie wieder verschwunden. Die Hitze herrschte allein und unumschränkt über die Unendlichkeit zwischen dem schwachen Blau hoch oben und dem matten Grün tief unten.

Die Klippen glühten; aus dem Wald wehte schwüle Feuchtigkeit. Der Atemhauch der Insel stieg empor, von den Wohlgerüchen der Blumen erfüllt.

Elisabeth saß in der Öffnung der Grotte und lauschte den ebenmäßigen Atemzügen der Kinder. Sie schliefen noch, und sie wollte sie nicht wecken.

An Tagen, wie dieser zu werden versprach, vermied man jede unnötige Bewegung, und wer, wie die Kleinen, schlafen konnte, fühlte sich am besten dabei.

Elisabeth saß im Schatten des Felsens und blickte in die Ferne. Dahinter lag die Welt, die sie seit langem nicht mehr schmerzlich entbehrte, da sie sie schon so vergessen hatte, als es möglich ist zu vergessen, was sich nie mehr stark in Erinnerung drängt.

Lind hatte sich mühsam den Abhang hinaufgeschleppt, um nach den Fallen zu sehen, aber er war kaum einige Schritte weit gekommen, als er stehen blieb und zu Elisabeth hinabrief: „Sieh! Sieh doch!"

Sie erhob sich unlustig und sah fragend zu ihm hinauf.

Vor Überreizung zitternd, hielt er die Hand gegen Norden ausgestreckt, und sobald er merkte, daß sie seinen Ruf gehört hatte, kehrte er um und begann trotz der Hitze über die Steine zu laufen.

Elisabeth folgte der Richtung seines Winkes und griff mit beiden Händen krampfhaft ans Herz.

Weißer als alles Weiße ringsum erhob sich etwas Weißes über den Wasserspiegel, der in allen Farben brannte, bis diese sich in dem Gelbweiß vereinten, das so flammte, daß leichte Dämpfe, die einem dünnen, silberweißen Schleier glichen, daraus emporstiegen.

Unten am Horizont im Norden verweilte der grelle weiße Fleck, und sie starrte darauf, die Augen von Verwunderung geweitet, denn der Fleck vergrößerte sich, wuchs von Minute zu Minute und wurde, nachdem er zuerst rund gewesen, viereckig.

„Ein Schiff —" murmelte sie und lehnte sich an die Klippenwand, „ein Schiff!"

Lange währte es, bevor sie recht begriff, was das bedeutete. An Rettung dachte sie. Aber in der nächsten

Sekunde fühlte sie sich schmerzerstarrt. Ein wilder Klageschrei klang von ihren Lippen: „Die Kinder, die Kinder!"

In wirrer Hast begann sie den Berg hinaufzuklettern. Sie hörte und sah nichts, verfehlte den Weg, glitt aus, richtete sich wieder auf und kletterte weiter, verwundete ihre nackten Füße und erreichte das Plateau, aus einigen Wunden blutend.

Sie sah weder nach rechts noch nach links. Weitereilend sprang sie über Spalten und Gruben, glitt aus und fiel; aber sie empfand keinen Schmerz. Weiterraste sie dem Vulkan zu. Ihre Brust keuchte, die Füße bluteten; schwarze Flecke tanzten vor ihren Augen, aber sie lief immer weiter, immer weiter.

Oben auf der Höhe stand Lind, einen großen, belaubten Zweig schwenkend, und schrie sich heiser.

Die Hoffnung, gerettet zu werden, hatte ihn halb von Sinnen gebracht; er stampfte auf den Boden und brüllte, so laut, daß die Stimme ihm zuweilen versagte. Dann begann er wieder zu schreien.

Das Segel kam näher und näher.

In zwei, vielleicht schon in einer Stunde konnten sie das Verdeck des Fahrzeugs sehen. Dann waren sie gerettet. Die Hoffnung, die er längst begraben, wachte wieder auf. Er hüpfte und tanzte, schwenkte den Zweig und brüllte, außer sich vor Freude.

Elisabeth blieb keine Sekunde stehen, um Atem zu holen. Geradeswegs durch das dichte Gestrüpp drängte sie sich durch, Fetzen ihres Ziegenfells an den dornigen Zweigen zurücklassend und die Blätter mit ihrem Blut färbend. Mit Knien und Nägeln krallte sie sich in die Felsblöcke ein, kletterte empor und erreichte keuchend den Mann.

Wie durch einen Nebel sah sie seine Bewegungen; wie

aus ungeheurer Ferne glaubte sie seine Rufe zu vernehmen.

„Du darfst nicht! Die Kinder ... die Kinder!“ schrie sie, sprang auf ihn los und tastete mit den Händen nach seinem Hals.

Überrascht von dem unerwarteten Anfall fiel Lind um und blieb liegen, während sie das eine Knie auf seine Brust drückte und ihn so festhielt. Nur ihr heftig keuchender Atem war hörbar. Beide sahen einander starr in die Augen, er mit dem Ausdruck verständnislosen Staunens, sie kalt und hart wie jemand, der einen unerschütterlichen Entschluß gefaßt hat und ihn unbedingt durchführen will.

Eine Weile blieben sie in der gleichen Stellung, ohne daß er versuchte, seine Lage zu ändern. Dann kam ihm der Gedanke, daß sie, vom Sonnenstich getroffen, geistesgestört sei und im Wahnsinn handelte.

„Laß mich los!“ sagte er ruhig.

„Denke an die Kinder!“ Das Knie drückte ihn härter zu Boden.

„Das tue ich ja. Laß mich los! Das Schiff segelt vielleicht vorbei, und wir ...“

„Es soll vorbeisegeln.“

Nun begriff er nichts mehr, und wie er dalag, eingeklemmt zwischen zwei großen Steinen, ohne die Kraft, sich zu erheben, solange sie ihn hinderte, gab er für den Augenblick nach und fragte verwundert: „Warum?“

„Es soll vorbeisegeln,“ sagte sie noch einmal bestimmt. Dann steigerte sie den Ausdruck ihrer Stimme zu drohendem Klang. „Stehst du auf und winkst du dem Fahrzeug, so nehme ich den größten Stein, den ich aufheben kann, und schlage dich damit vor den Kopf. Ich fühle mich stark genug dazu.“

„Willst . . . willst du denn nicht . . .“

„Nein! Ich will nicht fort!“

„Aber die Kinder?“

„Wegen der Kinder will ich's nicht.“ Sie machte eine verdrießliche Gebärde, weil er sie nicht verstand, und sprach dann weiter: „Hast du dir jemals Rechenschaft darüber gegeben, wer wir sind? — Nein! Darum sollst du es von mir hören. Wir sind zwei Menschen, und hier bleiben wir es. An Bord jenes Schiffes bist du im selben Augenblick, in dem dein Fuß das Verdeck betritt, nichts als ein armer Matrose und ich ein unglückliches Weib! Und doch, was macht es uns, was man meint oder denkt. Aber die Kinder! Du hast der Gesellschaft nie angehört. Mir liegt nichts mehr daran. Aber die Kinder! Ich will sie nicht der dummen Herzlosigkeit von Alltagsmenschen aussetzen oder sie durch schlechte Gedanken beschmutzen lassen. Meine Kinder! Glaubst du, daß ich ihnen den einzigen Schutz vor der Welt rauben könnte: den, daß die Welt von ihrer Existenz nichts ahnt? — Nein, Nein! Aber ich habe nicht die Zeit, dir alles zu erklären. Du mußt mir versprechen, dich nicht zu zeigen. Versprichst du es?“

„Für immer bleiben, meinst du?“

„Für immer.“

„Laß mich nachdenken.“

Lind schloß die Augen und sann regungslos. Es ist unmöglich, die verschiedenen Gedanken zu beschreiben und die Bilder, die in der Überreizung des Augenblicks vor sein geistiges Auge traten. Das Häuschen in Bohuslän, das Leben auf der Schanze, die Wirtshäuser der Hafenstädte, all das, was nach seiner Gewöhnung seinem früheren Leben Wert gegeben, zog vorüber. Mit schwindelnder Schnelligkeit mengte sich Altes und Neues,

Großes und Kleines; er hörte Stimmen, sah Hände, die sich ihm entgegenstreckten, schlug die Augen auf und sah Elisabeths brennenden Blick.

„Ja, aber warum sollen wir hierbleiben?" fragte er zögernd.

Sie erhob sich und ging ein paar Schritte von ihm fort.

„Du hast Frau und Kinder daheim. An die denkst du wohl?"

„Die haben mich längst vergessen. Ich habe sie auch vergessen."

„Ich habe übereilt gehandelt," begann sie von neuem. „Ein Recht, dich zu hindern, steht mir nicht zu. Meine Heftigkeit verleitete mich; du mußt mir verzeihen. Gehe, wenn du es wünschest! Ich und die Kinder, wir bleiben."

„Du bleibst?"

„Ja! Ich will nicht zurück. Keine Macht auf Erden kann mich von hier wegreißen." Sie trat mit blitzenden Augen einen Schritt näher, so daß ihr Atem sein Gesicht streifte. „In der Welt, unter Heuchlern und Lügnern, würden die beiden Kleinen das ganze Leben hindurch einen Schandfleck tragen. ‚Ihr seid unehrlich,' würde man hinter ihnen her höhnen. Männer und Frauen, die nie einen ehrlichen Gedanken gedacht, würden sie wegen etwas beschimpfen, von dem meine Kinder nicht wissen, was es ist, die Kinder meiner Sehnsucht und meiner Träume. Dort würden sie um meinetwillen leiden, und ich würde um ihretwillen doppelt leiden, und alle drei würden wir unschuldig leiden." Sie wendete sich um und wies übers Meer. „Dort siehst du die drei Maste, in einer Viertelstunde können sie uns vom Fahrzeug aus bemerken, du hast deine Freiheit so wie ich die meine. Laß dich retten! Ich rette mich und bleibe."

Lind reckte sich auf, um besser zu sehen.

Die weißen Segel, die langsam näher kamen, brachten Kunde von einer Welt, in der er einst gelebt. Er hatte sich wohl vorgespiegelt, daß er sie vergessen, aber der Anblick des Schiffes weckte brennende Sehnsucht in ihm.

„Bleibst du wirklich?“ fragte er zum zweiten Male, aber so leise, daß sie es kaum hörte.

„Du hast es gehört.“

„Dann bleibe ich auch.“ Und als fürchtete er, daß die weißen Segel ihn verlocken könnten, kehrte er dem Meer den Rücken zu und starrte auf ein paar Steine.

Es dauerte eine Weile, bevor Elisabeth faßte, welch ungeheures Opfer er brachte, indem er darauf verzichtete, wovon er in diesen Jahren so viel geträumt und gehofft. Sie kannte ihn zu gut, um nicht zu wissen, daß er immer seine besten Gefühle unter mürrischem Schweigen verbarg, er fürchtete nichts mehr, als sein gutes Herz zu zeigen. Und auch jetzt sah er barscher und unfreundlicher als gewöhnlich aus. Daraus entnahm sie, was sein Versprechen ihn kostete. Sie ging dicht an ihn heran, und sich auf seine Schulter stützend, sagte sie innig: „Die Kinder werden dir einmal danken.“

„Es geschieht nicht ihretwegen,“ antwortete er. Mit einem Lächeln, das seine groben Züge verschönte, sagte er: „Ich tue es nur für dich.“

Sie zitterte leicht, blieb aber stehen, an ihn gelehnt, obgleich der tiefe Ton und die Gebärde, die seine Worte begleitete, weit mehr sagten.

Überall sonst würde die Liebeserklärung von den Lippen eines fast fünfzigjährigen Mannes an ein sonnverbranntes, in Ziegenfelle gehülltes Weib Spott und Lachen hervorgerufen haben, hier wurde das Schöne seines Opfers verstanden und ebenso aufgenommen, wie es gegeben ward. Sie drückten sich innig die Hände.

Mit ihrem weichen, nach innen gekehrten Lächeln blickte Elisabeth träumend ins Weite. Ihr Blick folgte den weißen Segeln dort draußen, und ein Stoß erschütterte sie, während ihre Augen sich weit öffneten, als erblickten sie erst jetzt das Schiff. Auch sie dachte an die Vergangenheit, dunkle Erinnerungen erwachten. Das Schloß in England tauchte wie in einer Vision aus den Wellen auf, munteres Lachen klang, Seide rauschte, und in rhythmischem Tanz bewegte sich eine Schar schöner Damen, von eleganten Herren geführt. Sie starrte unverwandt auf den Boten der Zivilisation, der sich langsam der Insel näherte. Mit einem Male schoß ein neuer Gedanke durch ihr Hirn. Wenn sie zurückeilte, die Kinder, den Mann verleugnete. Dann war sie fern von all dem, sie trat aufs neue unter gebildete Menschen, als Miß Elisabeth Devereux, die man bedauerte, weil sie gelitten, und die man gern aufnahm, weil sie so interessant war, nein, weil sie so unglücklich gewesen, die Stimme der Natur verleugnen zu müssen. Aber das würde ja niemand erfahren. Einen Augenblick nur, und der Gedanke versank wieder. Sie errötete nicht über sich selbst, aber sie fror bis ins Mark. Der Anfall war vorüber. Ruhig sagte sie: „Komm, wir verbergen uns in der Grotte, sonst können sie uns vielleicht mit ihren Fernstechern vom Schiff aus sehen.“

„Halte meine Hand,“ bat er, und sie tat es, denn sie ahnte, weshalb er darum bat. Sie lächelte bitter, nicht über sich selbst oder ihn, sondern über die Schwäche, die alle Menschen fesselt, oft aus den Früchten guter Gedanken schlechte Handlungen macht und Großes in Kleines verwandelt.

Rasch kehrten sie zur Grotte zurück, wo sie von den Kindern begrüßt wurden.

Elisabeth umarmte sie leidenschaftlich, sie fühlte, daß sie nicht so bald die Stunde vergessen würde, wo ein häßlicher Gedanke nahe daran gewesen, ihnen die Mutter zu rauben und ihr selbst alles, was sie liebte.

Lind warf sich auf die Erde und blieb mit der Stirne auf dem Steinboden liegen. Er wollte nichts sehen, denn er stand vor der größten Versuchung seines Lebens und gestand sich seine Unfähigkeit, allein dagegen zu kämpfen.

Als Elisabeth die Kinder umarmt hatte, setzte sie sich neben ihn und hielt seine Hände in den ihren. Sie brauchte nur in ihr eigenes Herz zu blicken, um zu erkennen, welche Folge eine Gefahr wie diese herbeiführen konnte. Die Kinder hielten sich schweigend und verwundert im Hintergrunde der Grotte, sie fragten nicht, warum die Eltern sich so wunderlich betrugen. Sie hatten gelernt zu schweigen und zu warten.

Draußen trieb das Schiff langsam über das Meer. Den Bug nach Nordwest, alle Segel gehißt, strebte es weiter auf seinem pfadlosen Weg. Innerhalb seiner Planken schliefen und rauchten Männer, aber Ausguck hatten sie keinen, denn die Seekarte gab in diesem Teil des Ozeans keinen Grund an.

Linds Hände fest in den ihren haltend, saß Elisabeth mit dem Rücken zur Öffnung der Grotte, die Furcht des Mannes vor sich selbst steckte an und ließ sie ihrer eigenen Stärke mißtrauen. „Jetzt bin ich meiner selbst gewiß," dachte sie. „Aber werde ich es auch sein, wenn Menschen ans Ufer steigen und ich meine Muttersprache sprechen höre? — Ja, ich bin sicher," sagte sie leise und lächelte den Kindern zu, „nichts kann mich dazu bringen, euch auszuliefern."

Ein Blitz spaltete das Himmelsgewölbe, ein Donnerschlag erschütterte den Raum, und aus einer Wolke, die

rasch, aber unmerklich übers Firmament gezogen war, stürzte heftiger Regen herab. Der Wolkenbruch zugleich mit dem Wind verdunkelte den Horizont, Blitze zuckten, Donnerschläge dröhnten, und dunkler Nebel begrub alles. Der blendend weiße Tag war in einer Sekunde in Nacht verwandelt, die Stille in wilden Lärm.

Ein paar Minuten nachher schien die Sonne wie früher; Regentropfen glitzerten auf Grashalmen und Blättern, und ein kleiner Bach floß murmelnd über den Hügel neben der Grotte. Das Unwetter war vorüber; es hatte sich entladen und war verschwunden. Nichts war verändert; Pflanzen, die sich vor seiner Wut gebeugt, richteten sich wieder empor und saugten Feuchtigkeit aus der Erde, und die Sonne strahlte wie zuvor.

Sobald der Wolkenbruch aufgehört hatte, war Lind aufgesprungen und fortgeeilt. Die Augen mit der Hand beschattend, sah er nach der Richtung, in der das fremde Fahrzeug sich befinden mußte. Doch es war nichts zu sehen. Weiß und unergründlich breitete sich der Meeresspiegel im Licht der Sonne aus.

„Fort!" rief er und wandte sich zu Elisabeth, die ihm nachgekommen war. „Hast du gesehen, ob sie die Segel gerefft haben?"

„Nein, ich sah nichts, ich wagte nicht hinzuschauen."

Er eilte den Berg hinauf, um einen besseren Ausblick zu haben. Sie folgte ihm.

Lange strengten sie die Augen an; endlich entdeckte er im Norden einen kleinen weißen Fleck.

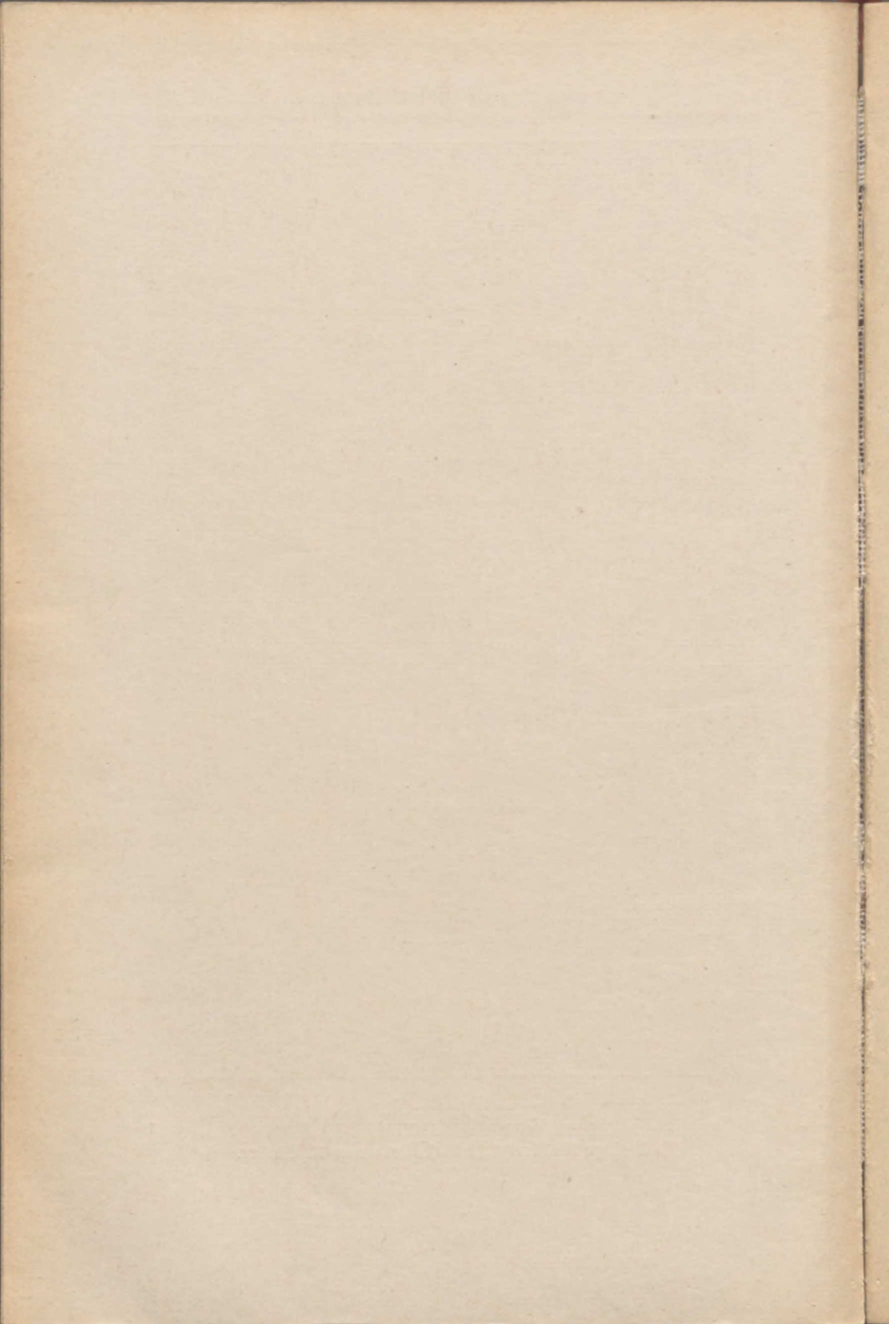
„Dort ist es."

Es gelang ihr, ganz unten am Horizont ein Pünktchen zu sehen, das sich von der umgebenden Weiße abhob, dann verlor es sich. Man sah nichts als Himmel und Meer.



Frisch gepflückt.

Nach einer künstlerischen Aufnahme von A. Binder.



Lind sagte: „Die Wolke hat uns geholfen."

Sie blickte noch einmal nach Norden. Als sie sich überzeugt hatte, daß nichts zu sehen war, ging sie langsam den Weg zur Grotte zurück.

Die Kinder kamen ihr entgegen, da wies sie auf Lind und sagte: „Er hat mehr für euch getan, als irgend ein andrer Vater für seine Kinder, ihr müßt mir versprechen, dankbar zu sein."

„Vater," murmelte Lind hinter ihr, „zum ersten Male".

Sie hörte ihn nicht. Vor Freude weinend drückte sie die Kleinen, die ihr die Hand reichten, um ihr Versprechen abzugeben, an ihr Herz und jubelte: „Gerettet, gerettet!"

Kühle, tauschwere Nacht über der Insel. Unter den Bäumen tiefer, undurchdringlicher Schatten; das Dunkel herrschte allein, und die vom modrigen Geruch verwesender Blätter gesättigte schwüle Luft lag wie eine weiche Decke über dem Boden. Und außerhalb des Waldes der starke, süße Duft der Nacht, in der der Atemhauch von Millionen Blumen ausströmte, ein kurzes schönes Märchen von einem Leben in Sonnenglanz und Farbenpracht hauchend.

Über der dunklen Wölbung des Himmels die schimmernden Lichter aus andern Welten, deren Schein die Menschenkinder wie eine Ahnung erreicht und ihnen kündet, daß es jenseit ihres kleinen Erdballs etwas Größeres und Mächtigeres gibt.

Die Nacht hat ausgeruht. Von ihrem Purpurbett steigt hinter Morgennebeln die Sonne auf, und das Licht erhellt alles. Warme Wellen durcheilen die Luft und senken sich auf alles herab, die Dünste der Dunkelheit in weichem Tau auflösend, der in die feinen Adern der

Pflanzen Lebenslust ergießt und sie aus dem kurzen Schlummer der Nacht emporschrecken läßt. Tag wird es unter den Blättern der Schlangenkrautbäume, wo der Schatten kühl ist, und Feuchtigkeit wie ein dichter Schleier hängt. Vögel zwitschern ihre verschiedenen Melodien; Insekten kriechen aus Schlupfwinkeln hervor, und der Himmel ist blau und tief geworden, mit kleinen leichten weißen Wölkchen.

Die Sonne steigt höher, das Licht dringt überall ein, und die Nacht ist vergessen — einen ganzen Tag.

Bald ist überall nur Sonne, Sonne, die brennt und verbrennt, die verzehrt und Leben gibt, Sonne, die ihren Weg zu Höhlen findet, wo es feucht und schattig ist, und wo das Licht hellgrün unter Blättern schimmert, die sich in ahnungsvoller Sehnsucht vor der Verschwenderin Natur erheben, die mehr gibt, als der Augenblick begehrt. Die Fülle überströmt, steigt an wie Schaum, wird aus allen Poren der Erde gepreßt, und Pflanzen und Tiere empfinden, daß „Leben Gnade ist".

Und wenn der Tag gelebt hat, versinkt er in die Umarmung der Nacht, das Dunkel entwindet den Händen des Lichts das Zepter; die Zeit der Ruhe ist angebrochen. Die, welche gelebt haben, um zu leben, ruhen, um weiter leben zu können, die Natur schließt die Augen und die Nacht herrscht.

Nächte folgen auf Tage, Tage auf Nächte, Wochen wurden zu Monaten, und aus den Monaten wurden Jahre.

Jahre verschwanden, neue kamen und gingen. Es war eine lange Zeit, welche die Menschen auf der Insel verbracht hatten.

Elisabeth war eine kräftige Frau in mittleren Jahren, mit langsamen, aber sicheren Bewegungen, breiten

Hüften und starken Armen, die gewohnt waren, schwere Lasten zu heben, wenn es not tat. Lind war ein alter Mann; über seine Brust wallte ein langer Bart, und auf seine Schultern fiel das weiße Haar nieder; noch bedächtiger war er als sie, und schweigsam.

Drei Kinder lebten auf der Insel. Karl war vierzehn Jahre, Beß dreizehn; einen Knaben, der eben sein sechstes Jahr vollendete, hatte der Vater Oskar genannt, nach einem Regenten, den er nie gesehen, aber dennoch verehrte, eine Erinnerung an die Vergangenheit, an die er sich zuweilen erinnerte, ohne sie zu entbehren.

Das Entbehren war das letzte Gefühl, von dem er und die Frau sich befreit hatten. Es war vor etwas Neuem gewichen, den Kindern und den Gedanken an sie. Sie hatten nach und nach gelernt, daß niemand um seiner selbst willen lebt, und auf dieser Einsicht bauten sie ein neues Leben auf.

Aber die Wurzeln des Verflossenen waren tief mit ihrem Innern verwoben, sie lösten sich nur, wenn sie eine ganze Welt niederrissen und Gras auf die Ruinen säten: und sogar dann wagten sie noch kaum zu glauben. Erst als alles, was sie früher als recht angesehen, oder wenigstens alles, was unter diesem Namen gangbar war, ausgelöscht und weggestrichen war, erst dann entrang sich ihnen der tiefe, mächtige Seufzer der Erleichterung, der ihnen sagte, daß sie am Ziel standen.

Und als sie endlich so weit gekommen waren, daß sie demütig zu den Füßen der wirklichen Wahrheit niedergesunken waren, fühlten sie sich von den Fesseln befreit, unter deren Last ihre Seelen geschmachtet hatten.

Es dauerte lange, bis ihre ganze Lebensanschauung sich umbildete. Doch als es geschehen war, dankten sie warm und innig dem Ursprung aller Dinge dafür und

wandten sich mit offenen Augen und sehnsuchtsvollem Gemüt der Macht zu, welche die Menschen nie verlassen sollten, der Natur.

Und für das Große, daß sie nun erreicht hatten, waren sie den Kindern am meisten Dank schuldig. Nichts war natürlicher, als daß ihre Liebe zu ihnen mit diesem Bewußtsein noch immer wuchs. Nach Kämpfen kam der Sieg mit seinen Früchten: die ruhige Geborgenheit und die starke, alles andere überwindende Gewißheit, daß sie das Beste erlangt hatten, was auf des Menschen Los fallen kann. Sie hatten ihr großes Ziel, das genug war, ihr Leben auszufüllen. Die Kinder sollten zu Menschen erzogen werden. Und es war nicht schwer. Die vollkommene Hingebung, die die beiden Alten unauflöslich miteinander verband, entfernte jedes Hindernis auf dem einmal betretenen Wege. Nun, da sie nicht fürchteten, fehlzugehen, wanderten sie fröhlich weiter im Sonnenlicht, das auf sie niederströmte.

Tage und Nächte glitten vorbei und versanken im fließenden Strom der Zeit. Die meisten wurden vergessen, als wertlos für die Erinnerung; doch einige blieben zurück, als Ruhepunkte für Gedanken, wenn sie an die Vergangenheit dachten. Aber das geschah jetzt nicht mehr oft; die Kinder und das Neue, das sie mit sich brachten, verjagte die frühere, schwermütige Stille, und im Sonnenglanz über der Insel lag tändelnde Zärtlichkeit, Freude und Zuversicht.

An den Abenden saßen der Mann und die Frau oft zusammen und sprachen von neuem und altem; am meisten aber von dem, was war und kommen würde. Und mehr als einmal hatte Elisabeth mit ihrem schönen, wehmütigen Lächeln gefragt: „Was haben wir eigentlich verloren?"

„Ich weiß es nicht mehr."

„Ich auch nicht. Und wenn wir etwas verloren haben, so haben wir doch unendlich mehr dafür gewonnen."

Er sah zu ihr auf und antwortete, jedes einzelne Wort betonend: „Ich weiß, daß es bei mir so ist."

Da ging sie auf ihn zu, legte die Hand auf sein Haupt und sagte: „Ich danke dir! Was du mir sagst, gibt mir mehr, als ich verdiene, du, der du stets gegeben hast und immer noch gibst."

„Was sollte ich sonst tun?" sagte er einfach. Während dunkle Röte in seine braunen Wangen stieg, schloß er: „Es ist ja für dich."

Sie nickte und ging schweigend, aber froh von ihm, wie es immer geschah, wenn er seine männlich große und doch kindlich schüchterne Liebe aussprach.

Er blieb auf dem Felsen sitzen und sah ihr innig lächelnd nach.

„Was für eine Kunst ist es, zu geben," sagte er halblaut. „Ich will ja nichts andres. Und wirst du nicht müde zu nehmen, so werde ich nicht müde zu geben." Lächelnd dachte er: „Ich habe doch mehr bekommen, als ein ganzes Leben wiedergeben kann."

Sie wetteiferten miteinander in Selbstlosigkeit und wurden stark und glücklich dadurch.

Und die Kinder, die nur das Gute bei zwei guten Menschen sahen, aber niemals Äußerungen des Zorns, der Ungeduld, des Hasses oder andres hörten, was das Leben andrer Menschen trüb und schwer macht, kannten alles das nicht einmal dem Namen nach.

Wenn Elisabeth sich Abends auf einem der Steine vor der Grotte niederließ, dann scharten die drei Kleinen sich um die Mutter und baten sie zu erzählen. Und sie tat es.

Zuweilen erzählte sie ihnen von der Welt, die so unfaßbar groß war, und in der sich so schwer leben ließ, weil Gut und Böse so unlöslich vermengt waren, daß die Menschen es nur selten voneinander zu unterscheiden vermochten. Und wenn die Kinder darüber betrübt wurden, denn sie glaubten, daß alle Lebenden das Gute nur um seiner selbst willen wollten, tröstete die Mutter sie damit, daß es schließlich siegen müsse. Dann lächelten die Kinder, und der Mann hinter ihnen nickte ihnen freundlich zu.

„Ja, Kinder," sagte sie einmal, „glücklich sein, heißt gut bleiben. Jetzt, wo wir das wissen, können wir recht leben."

„Weil du es gesagt hast, Mutter," sprach Karl ernst, „wissen wir, daß es wahr ist."

„Ja," sagte Lind, der zu ihnen getreten war, „sie hat immer recht."

Wenn die Sonne gesunken war, suchten sie ihr Lager auf und fanden nach des Tages Arbeit gesunden erquickenden Schlaf, um mit frischen Kräften und fröhlichem Sinn das vornehmen zu können, was der nächste Tag ihnen brachte.

Die lange Perlenschnur mit den weißen und schwarzen Kügelchen, die Tage und Nächte bezeichneten, wuchs. Ihr Anfang verschwand in der Vergessenheit, und sie blickten einer Zukunft entgegen, welche die Hoffnung hell und rosig erscheinen ließ.

Die Woche, die den Übergang von der trockenen Jahreszeit zu der Regenperiode bildete, war wieder einmal angebrochen, und als hätte der erste Morgennebel Unlust und Befürchtungen gebracht, wurde Lind stiller als gewöhnlich und begann sich mißtrauisch umzusehen, wo er auch ging.

Elisabeth beobachtete sein Betragen, und als er ihre fragenden Blicke merkte, wurde er, der sonst nie ein Gefühl zu verbergen vermochte, noch verschlossener. Sie sann zwei Tage nach, was es sein konnte, das ihn so veränderte, und da sie nichts fand, fragte sie.

Froh darüber, daß sie das Schweigen gebrochen, antwortete er erschrocken: „Ich denke manchmal, es könne jemand kommen und uns stören."

Es fiel ihr auf, wie wunderlich das war, daß die beiden, die die Sehnsucht, fortzukommen, einmal fast krank an Leib und Seele gemacht, jetzt sich ebensosehr, ja noch mehr fürchteten, nicht ungestört leben zu dürfen. Sie lächelte über sich selbst und legte die Hand auf sein Haupt.

„Mag kommen wer will, wir sind gestählt. Das Leid hat uns stark gemacht."

Als sie das gesagt hatte, kam es ihr vor, als sei es unrecht gewesen, an jemand anderen zu denken als die Kinder, und sie begann von ihnen zu sprechen. Sie tat es in raschen Sätzen und eifrig, denn seine Furcht war ansteckend. Aber rasch wehrte sie alle Angst ab. Versuchungen gab es nicht mehr für sie. Was sollte denn mächtig genug sein, um sie von dem Fleck loszureißen, wo ihr Glück blühte? —

Der Himmel brannte blutrot. Hinter ihnen erhob sich der Wald in Spätsommerpracht, von glühendheißen Strahlen beleuchtet. Der Anblick der ruhigen Hoheit der Natur verjagte die Trübnis, mit der die Angst für einen Augenblick ihren Blick verdunkelt hatte.

„Nein, nein," rief sie, „wir bleiben für immer."

Dann begann sie von etwas anderem zu sprechen. Sie wollte nicht daran denken, was seine Furcht heraufbeschworen. „Wir haben uns selber unser Paradies erschaffen, und von hier kann uns niemand vertreiben."

Lind lächelte beruhigt.

Aber sie sprach weiter, halb abwesend, gleichsam in fernes Schauen versunken.

„Wir sind nicht wie irgendwelche andern Menschen, du und ich; wir wollen es auch nicht werden. Unser Schicksal ist bestimmt, hier werden einst unsre Leiber vermodern."

„Es ist so leicht, sich zu irren," sagte Lind.

„Es ist aber auch nicht schwer, wieder gutzumachen, wenn man nur will."

Mit feuchten, glänzenden Augen blickten sie zum Horizont, von wo sie einst hergetrieben worden waren, wo ihr Schicksal sich vollenden sollte.

Dann sahen sie über die Klippen zum Wald, der ihnen gegen geringe Mühe alles willig gab.

Und auch nach diesem Tage kam die Nacht; die Dunkelheit senkte sich herab und umschloß die Insel und das Meer. Draußen sang die Brandung eintönig ihr ewiges Lied.

Die düstere, sonnenarme Regenperiode neigte sich ihrem Ende zu.

Dichter, milchweißer Nebel umwallte die Insel und das Meer davor. Alles lag wie in dünne, aber undurchsichtige Schleier gehüllt. Die Wipfel der höchsten Bäume ragten unförmlich und gespenstisch hervor, und ganz im Westen erhob sich der kantige Kegel des Vulkans wie der meerumflossene Schatten einer Klippenspitze.

Am Strand plätscherte in regelmäßigen Zwischenräumen Welle um Welle an die Steine, und davor stöhnte die Brandung schwach, aber unerschütterlich hartnäckig, in fruchtlosem Kampf gegen die Korallenriffe.

Nach und nach sanken die Nebel im Osten herab, und

die Hülle, die den Blick auf einen kleinen engen Umkreis beschränkte, wurde langsam fortgerollt; aber am Weststrand in den scharfen Felsenkanten hing der weißgraue Schleier noch fest. Nun glitt von weither ein breiter Lichtstreifen den Wasserspiegel entlang und begann rosenrot zu schimmern. Scharfe Strahlen drangen durch die zähe Masse und spalteten sie nach allen Richtungen. Nur da und dort blieben ein paar daunenweiche Flocken zurück, die unruhig und irrend in der immer trockener werdenden Luft umherschwebten.

Zerrissene Nebelfetzen wiegten sich leicht im ersten Hauch der Morgenbrise und fielen sacht ins Meer, dem sie entstiegen waren. Aber auf die Insel sanken die letzten Reste wie der Atemhauch eines milden Frühlingsregens und verwandelten sich in Tautropfen, die in den Kelchen der Blumen funkelten.

Elisabeth trat aus der Grotte, blieb geblendet davor stehen und beschattete die Augen mit der Hand.

Nach ihr kamen die Kinder munter und vergnügt, um hinab zum Strand zu eilen und zu baden.

„Seht, Kinder, seht,“ rief sie. „Das Paradies auf Erden, hier wie überall, wo Menschen wollen, daß es sei. Seht, dort ist die Sonne!“

Wie Elisabeth so dastand, indes das milde Dunkel der Nacht zugleich mit den letzten Schwaden des Nebels vor der Klarheit des anbrechenden Tages versank, überkam sie ein Verlangen, Gefühle auszusprechen, die von der Stimmung des wunderbar schönen Morgens in ihr erweckt wurden.

Als Lind, der zuletzt herauskam, zu ihr getreten war, ergriff sie seine eine Hand und sprach: „Seht uns an, Kinder!“

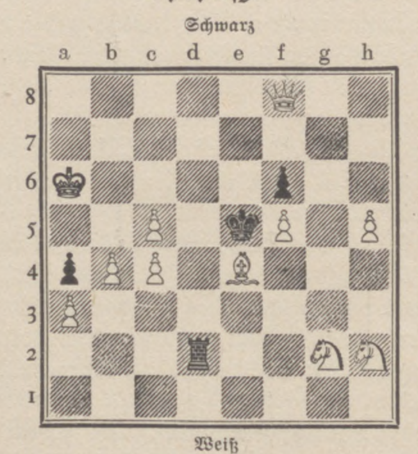
Mit frohen zärtlichen Blicken schauten die Jungen die beiden an, die hoch und aufrecht vor ihnen standen.

„Wir haben uns mit großen Mühen aus einem düsteren Gefängnis in die Freiheit durchgekämpft, und die Kraft erlangt, auf die beste und rechte Weise zu denken und zu fühlen, wir haben nichts mehr zu wünschen und zu begehren, außer für euch. Und für euch ist der Weg der Zukunft gebahnt. Unser Glück ist vollkommen, denn es besteht in der Gewißheit, daß eures noch größer werden wird."

Und als hätte er nur darauf gewartet, um diese Worte zu bekräftigen, versank der Traum der Nacht still hinter dem Purpurschein der Morgenröte. Die Sonne erhob sich leuchtend klar aus dem Meer. Das Summen der Käfer und der Gesang der Vögel erklang jubelnd. Und es ward wieder Tag auf der Insel des Paradieses.

Schachaufgabe

Schwarz



Weiß

(11 + 4 = 15)

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt

Auflösung folgt am Schluß des ersten Bandes im nächsten Jahrgang

Verkannte Wesenszüge unserer Haustiere

Von H. Reppberg

Wir könnten mehr Freude an den Tieren haben, die bei uns in Haus und Hof leben, und würden sie oft gerechter behandeln, wenn uns die ihnen von der Natur gezogenen Grenzen besser bekannt wären. Nicht immer nimmt man sich die Zeit, um über die wahren oder möglichen Ursachen im Benehmen der Tiere nachzudenken und dabei lediglich menschlich Gedachtes und Gefühltes von den eigentlichen tierischen Beweggründen klar und reinlich zu scheiden. Für die wissenschaftliche Erforschung des Innenlebens vieler Haustiere ist zwar noch manche Aufgabe zu lösen, aber sie kann doch schon für vieles absonderlich Anmutende und Unerklärliche das Verständnis vermitteln.

Oft hört man von der Nervosität gewisser Haustiere reden. Zweifellos leiden sie, ebenso wie die in Dörfern und Städten wohnenden Menschen, an Verweichlichung durch Schutz von Dach und Fach, ungeeignete Nahrung, zu wenig Bewegung, und unter den Folgen der zu viel auf einseitige Nützlichkeitszwecke gerichteten Züchtung. Die Folgen zeigen sich an der Erschlaffung und Entartung der Haut und an dem durch Nervenüberreizung entarteten Charakter. Durch Zuchtwahl ist es beispielsweise gelungen, die beim Wildschaf nur zum Winter in kalter Umwelt unter dem steifen Deckhaar sich bildende Wolle zur ausschließlichen Körperdecke zu machen. Das robuste, viel im Freien lebende Landschwein trägt zwar noch das stark entwickelte Borstenkleid, das sich auf dem

Rücken oft besonders üppig entwickelt; das frühreife, im Stall gehaltene „Edelschwein" ist jedoch fast haarlos. Überzüchtungszeichen bei Rindern und Schafen sind die nackten Stellen um Augen, Schnauze und Ohren sowie die spiralige Kräuselung der Deckhaare und das Kümmern oder völlige Fehlen der Hörner. Je feiner die Behaarung wird, umso empfindlicher muß das Nervensystem reagieren, worunter schließlich auch die Intelligenz leidet. Der Widerstand, den jede einzelne Haustierart durch ihre ursprüngliche Körperbeschaffenheit gegen Entartungserscheinungen leistet, ist nicht bei allen gleich. Das Pferd und das Schaf haben als Haustiere an Intelligenz verloren; alle Rinderarten haben an Intelligenz gewonnen; sie sind nicht mehr so leicht zu reizen und zu erregen wie im wilden Zustand, und das kommt der „Besinnlichkeit" und einem vernünftigeren Verhalten in allen Lebenslagen zustatten. Ähnlich verhält es sich mit dem allerdings eine bevorzugte Stellung zum Menschen einnehmenden Hund. Esel und Kamele, im wilden Zustand kluge und schnellfüßige Tiere, sind durch Zähmung stumpf und träge geworden. Regt sich bei ihnen eigener Wille, so zeigt er sich einseitig nur in störrischem Widerstand. Schweine, Ziegen und Katzen stehen nicht nur dem Charakter ihrer wild lebenden Vettern, sondern auch in der durchschnittlichen Größe der verschiedenen Zuchtrassen noch ziemlich nahe. Während es dem Menschen gelungen ist, bei den übrigen Haustierarten teils Riesen-, teils Zwergrassen zu züchten, die sich weit vom Aussehen der Wildformen entfernen, ist dies bei Schwein, Ziege und Katze trotz allem Bemühen nicht geglückt. Nur die Farbe hat sich bei ihnen verändert. Die Hauptwildfarben sind grau, braun bis rötlich. Sie schützen die Tiere vor den schädlichen ultravioletten Sonnenstrahlen und zum

Teil auch vor der Entdeckung durch Feinde. Daß die weiße Farbe in der Fellzeichnung immer größere Teile umfaßt, ist nach neueren Forschungen die Folge des vorwiegenden Lebens in Häusern.

Nervosität verursacht bei wehrlosen Tieren Furcht. In der Grassteppe leben die vom Menschen gehaltenen Weidetiere, zu größeren oder kleineren Herden vereinigt, fast wie in der Freiheit und suchen sich oft das ganze Jahr hindurch ihre Nahrung selber. Bei den im Norden lebenden Eskimo und den Kirgisen und Kalmücken der unteren Wolga und des Kaspischen Meeres müssen sich die Tiere ihr Futter unter dem Schnee hervorscharren. Die starken und mutigen Rinder können viel, aber das vermöchten sie mit ihren gespaltenen Hufen doch nicht zu leisten. Sie können auch das Gras und Kraut nicht durch den Schnee hindurch wittern; eine Neuschneedecke von wenigen Zentimetern macht die nahrungsuchenden Tiere ratlos. Das Pferd wittert nicht nur das Steppengras durch die dicke Schneedecke, sondern mit seinen scharfen Hufen zertrümmert es auch die harte Kruste und scharrt dann den weichen Schnee weg. Rinder, die mit ihnen gemeinsam weiden, verdrängen, ohne Gewalt anzuwenden, nach und nach die Pferde, die sich eine neue Weidestelle suchen, bis sie auch hier von den Rindern abgelöst werden. Zuletzt folgen die Schafe zur Nachlese, die immer noch etwas finden, weil sie auch ein wenig zu scharren verstehen. Die Rinder erweisen sich auf ihre Weise nützlich für die ganze Herde; im Winter wehren sie die tollkühn angreifenden Wölfe ab und bilden eine lebende Schutzmauer gegen die noch mehr zu fürchtenden Schneestürme. In beiden Fällen scharen sich Pferde und Schafe dicht gedrängt zusammen, und die Rinder bilden um sie herum mit gesenkten Köpfen einen nicht anzugreifenden

und vor dem Wind schützenden Ringwall. Auch in den heißen Zonen sind verschiedene Tierarten beim Weiden aufeinander angewiesen, weil die eine Art am besten äugt, die andere am besten wittert, die dritte gegen Raubtiere und Wetter am besten Schutz gibt. Daher ist es begreiflich, daß alle diese Weidetiere auch als Haustiere im ererbten Instinkt einander nichts zuleide tun, so daß man beispielsweise das sonst so nervöse und mißtrauische Pferd mit dem Rind an einen Wagen spannen kann. Unter weidenden Tieren, die im Freien keine anderen Tiere zur Gesellschaft haben, bricht oft aus geringfügiger Ursache eine plötzliche Panik aus, wie dies bei Renntieren aus Angst vor den Wölfen nicht selten vorkommt. So rannte in Jemtland in Nordschweden eine Herde von vierhundert Stück wie toll Tage und Nächte hindurch, bis sich alle in einen See stürzten und ertranken. Das Anschlußbedürfnis ist bei diesen Tieren so groß, daß in Nordamerika der Züchter sorgfältig jede Annäherung seiner Herde an eine größere Wildherde von Renntieren verhüten muß, sonst schließen sie sich zusammen und fliehen gemeinsam. Kleinere Wildtrupps dagegen schließen sich den zahmen Herdentieren an. Jeder Züchter ist darüber erfreut, weil die Blutauffrischung einen größeren und kräftigeren Nachwuchs erzeugt.

Hund und Katze hassen sich. Die Lebensart und der Charakter der beiden Tierarten sind zu verschieden voneinander. Beide stammen von wild lebenden Raubtieren ab, die beide jagen. Aber das geschieht auf verschiedene Weise. Hunde jagen im schnellen Lauf und gleich ihren Vettern, den Wölfen, Schakalen und Wildhunden, gemeinsam, zu Rudeln vereinigt. Der Hund ist also von Natur anschlußbedürftig. Außerdem hat er ein stark entwickeltes Gefühl für Besitz, wozu er auch seinen ihn be-

köstigenden Herrn und das ganze lebende und tote Zubehör des Gebieters rechnet. Dieses Besitzrecht will der Hund mit keinem anderen Tier teilen; er wird leicht neidisch und eifersüchtig. Wegen seiner Anschlußbedürftigkeit und Nachgiebigkeit läßt sich das gesellig lebende Tier leicht zu allen möglichen Zwecken abrichten. Ganz anders ist die Katze geartet. Sie jagt nie in Rudeln; sie belauert, umschleicht und fängt ihr Opfer immer allein. Als ungesellig lebendes Geschöpf hat sie kein Anschlußbedürfnis wie der Hund; aus diesem Grunde ist ihr daher auch das Rücksichtnehmen auf andere fremd und sie wird es deshalb auch nie lernen. In ihrem fast schroff sich äußernden Selbständigkeitsgefühl kennt sie deshalb kaum jemals Eifersucht auf die bevorzugte Stellung ihres Hausgenossen, des Hundes. Da sie kleiner und schwächer ist, hat sie sich daran gewöhnt, dem Hund möglichst aus dem Weg zu gehen. Das geschieht jedoch aus Klugheit und durchaus nicht aus Feigheit. Jedermann weiß, daß es der Katze an Mut zur Verteidigung und in ernstlicher Gefahr auch zum Angriff nicht fehlt. Als Haustier ist sie auch nicht so nervös geworden wie der Hund; ja man kann sie nicht so leicht stutzig machen oder in Verwunderung setzen. Die Katze kann sich erstaunlich beherrschen, bleibt fast immer unerschrocken und geistesgegenwärtig. Was man als Falschheit bezeichnet, wenn sie sich oft unerwartet gegen Belästigungen wehrt, ist meist nichts als zielbewußter, in ihrem Wesen liegender, blitzschneller Angriff, durch den sie ihrem Bedränger zuvorkommt.

Eine Kätzin hatte sich ahnungslos in das von der warmen Frühlingsonne beschienene alte Storchennest, das auf einem Bauernhaus angebracht war, gelegt. Der Kater stolzierte draußen auf dem Dach umher. Da flog

das Storchenpaar herbei und die Störchin ließ sich auf den Nestrand nieder. Die Katze rührte sich nicht. Nun schoß das über dem Nest kreisende Storchenmännchen auf die Katze herunter. Sie schrie laut auf, sprang empor, duckte sich dann nieder und wehrte den folgenden Angriff, mit den Pfoten immer nach den Augen des Storches schlagend, ab. Sofort griff auch die Störchin an. Vereint packten Männchen und Weibchen die Katze und hoben sie aus dem Nest. Nun aber kam im raschen Lauf der Kater herbei, sprang wütend dem Storchenmännchen an den Hals, schlug ihm seine Krallen in den Kopf und biß rasend zu. Im nächsten Augenblick rollten Storch und Kater vom Dachfirst hinunter auf das Dach eines anstoßenden Schuppens. Nun trennten sich die Kämpfer. Der blutende Storch flog auf eine nahe Wiese. Der ebenfalls blutende Kater eilte zurück zu seiner auf dem Dach sitzenden und kläglich miauenden Kätzin, die ein Auge verloren hatte. Der männliche Storch wagte sich zunächst nicht an das Haus heran, die Störchin aber saß den ganzen Tag, fortan jedoch unbehelligt, auf dem Nest. In diesem Fall wäre es verkehrt, Partei gegen das Katzenweibchen zu ergreifen. Das alte Storchennest war augenblicklich leer gewesen, und die Katze hatte es nicht zum erstenmal als Lagerstätte benützt und sich während der langen Abwesenheit der Störche als Herrin des Daches und Nestes gefühlt, weshalb sie es, gestützt auf die Nähe und Hilfe des Katers, auf den Kampf ankommen ließ.

Ein zunächst befremdender, entgegengesetzter Zug der Katzenseele offenbarte sich kürzlich auf dem Heuboden eines Hauses in Hohenfelde. Dort hatte sich ein Katzenweibchen ein warmes Lager eingerichtet. Einen Meter höher am Dachsparren hatte ein Starenpärchen etwas

liederlich sein Nest gebaut und vier Junge erbrütet. Eines Tages brach das Nest zusammen, und die vier Jungen fielen in das Katzenlager hinunter. Was tat nun die Katze? — Statt die Tierchen zu verspeisen, beschnüffelte und beleckte sie die jungen Vögelchen, worauf die Stärchen sich in ihren weichen Pelz kuschelten. Die Starenmutter hatte die veränderte Sachlage sofort erfaßt; sie holte fleißig Futter, überwand ihre Furcht vor der Todfeindin, flog hinunter und atzte ihre Jungen, die sich bald daran gewöhnten, der Katze auf den Buckel zu steigen, was diese sich gutmütig gefallen ließ. Ein Kater, der sogar die eigenen blinden Jungen nicht verschont, hätte das wohl nicht getan; aber die verstehende Mutterliebe überwindet zuweilen den sonst mächtigsten Trieb der Tierseele, den des Beutemachens. Ja, sogar die Feindschaft zwischen Hund und Katze geht darüber manchmal in die Brüche. Fürst Hermann v. Pückler-Muskau besaß einen Pudel, der eine junge Katze geradezu leidenschaftlich liebte. Stundenlang trug er sie auf Spaziergängen im Maul mit herum. Wurde Rast gemacht, dann spielte er mit dem Tierchen. Daheim verschaffte er ihm die besten Bissen. Als die Katze starb, wurde sie im Garten begraben. Der Pudel rührte kein Futter an und heulte die ganze Nacht hindurch. Am nächsten Morgen aber erschien er vor seinem Herrn mit der toten Katze im Maul. Er hatte sie mühsam ausgegraben. Nur mit Gewalt konnte man sie ihm entreißen.

Das sind Beweise dafür, daß einzelne Haustiere in bestimmten Fällen sogar ihre angeborenen Triebe zu beherrschen vermögen. Ob ähnliche Begebenheiten auch bei wild lebenden Artgenossen vorkommen, oder ob es sich, teilweise wenigstens, um zufällig zum Guten ausgeschlagene Entartung handelt, soll nicht zu entscheiden

versucht werden. Ebenso schwer fällt die Entscheidung anläßlich des oft sonderbaren Benehmens einzelner Haustiere beim Anhören von Tönen und Musik. Unter den Vögeln gibt es sicher gute und schlechte Sänger. Vierfüßern traute man früher nicht einmal rechtes Unterscheidungsvermögen für Töne zu. Man hat jedoch Hunde, Esel, Katzen und Affen so abgerichtet, daß sie nur bei einem ganz bestimmten Ton nach einem Bissen dargebotenen Futters schnappen durften. Das lernten sämtliche Tiere und verwechselten den Ton nie mit einem halben höheren oder tieferen und behielten ihn wochenlang im Gedächtnis. Bacciucco erzählt von einem Fleischerhund, der, wenn ein Leierkastenmann auf seinem verstimmten Instrument in einer Wiener Gasse spielte, jedesmal herbeikam und die Musik mit Heulen und Winseln begleitete, während ein Kanarienvogel hinter einem offenen Fenster zu lautem Gesang angefeuert wurde.

Ein Landpfarrer hatte sich ein Grammophon angeschafft, das auf dem Klavier stand. Als es anfing zu spielen, begann ein Pudel, der im Zimmer war, zu knurren und zog sich in die Küche zurück. Dagegen erschienen einige Hühner am offenen Fenster; horchend und die Hälse drehend, standen sie eine Weile da. Dann flatterten sie auf das Klavier, umringten das Grammophon und standen bewegungslos, den aus dem Schalltrichter kommenden Tönen lauschend. Erst als die Musik aufhörte, löste sich das Erstaunen der Hühner. Sie entfernten sich langsam, noch oft nach dem Trichter zurückblickend.

Bekannt ist, daß manche Hunde beim Glockenläuten heulen. Viele Militärpferde wiehern erregt beim Anhören von Trompetensignalen. Zirkuspferde tänzeln im Takt der Walzermelodien.

Viele Hunde schlagen im Hof oder Vorgarten bekanntlich sofort, und anscheinend wütend, an, wenn sich jemand dem Hause ihres Herrn nähert. Manchmal schimpft man auf den „dummen Köter" und seine mangelhafte Dressur. Was mag der Hund beim Anschlagen empfinden? Noch heute werden Reisende in dünn bevölkerten Ländern des Orients von Schakalherden begleitet. Sie nähren sich von Abfällen, die man ihnen abends aus den Zelten heraus zuwirft. Dafür machen sie sich — allerdings unbewußt — nützlich als lautgebende Schutztruppe gegen Menschen oder Tiere, die sich nähern, in denen sie Störer ihres vermeintlichen Besitzrechtes auf zugeworfene Nahrung wittern. Der Schakal ist nun einer der wilden Stammväter des Haushundes, der auch nach der Zähmung die Gewohnheit des Anschlagens beibehalten hat. Im Orient wehrt er dem Fremden zwar nicht den Zutritt zum Haus, aber er vollführt einen furchtbaren Radau, der so lange anhält, bis ein Hausgenosse kommt und mit dem Besuch zu sprechen beginnt. Wird der Herr eines solchen Schakalhundes tätlich angegriffen, so fällt es dem Tier nicht ein, dem Herrn durch Zupacken oder Beißen zu helfen; er heult und kläfft nur. Für dieses durchaus nicht feige, sondern nur gewohnheitsmäßige, nicht näher interessierte Verhalten findet man bei unseren europäischen Hunderassen genug Belege.

Damit stehen wir vor der Frage über Treue und Anhänglichkeit der Haustiere gegenüber den Menschen. Regeln lassen sich dafür nicht aufstellen, denn der Grad der Beliebtheit äußert sich verschieden, je nachdem Mensch und Tier nach Charakter und Temperament, Alter und Geschlecht mehr oder weniger gleich oder voneinander verschieden sind. Dabei ist es möglich, daß Gegensätze

sich ebensowohl anziehen als abstoßen. Die Tiere achten genau auf unsere Stimme, besonders scharf auf die sich darin ausprägende größere oder geringere Gemütserregung. Noch sorgfältiger aber beobachten sie unsere Blicke und Gesten. Intelligentere Tiere unterscheiden bald und sehr genau die ihrem Wesen zusagenden Personen von den ihnen gleichgültigen oder gar verhaßten. Es gibt Menschen, denen beim ersten Sehen und Sprechen nicht nur die Herzen aller Mitmenschen, sondern auch die vieler Tiere zufliegen. Zu diesen Wesen gehörte die junge schöne Tochter eines am Bodensee wohnenden Herrn, von der sich die als bissig verrufenen fremden Hunde und die mißtrauischsten Katzen streicheln ließen, zu der sich die Tiere nur so drängten, die ein feuriges arabisches Roß, das niemand auf seinem Rücken duldete, besteigen durfte, ohne daß jemand den Zügel hielt. Erst im Verkehr mit Tieren, besonders aber Pferden, merkt mancher Mensch, was sein bloßer Blick vermag. Ungezogene und unruhige, aber nicht junge und unerfahrene Pferde beeinflußt mancher Knecht wie ein Hexenmeister nur dadurch, daß er sich ruhig vor das Tier stellt, ihm unverwandt in die Augen sieht und sich durch keine Bewegung des Tieres aus seiner Stellung bringen läßt. Umgekehrt darf er beim Vorführen eines Tieres diesem ja nicht in die Augen blicken; es würde sonst stutzen, aus dem Schritt fallen oder stehen bleiben. Daher kommt es auch, daß so manches Roß seinem Herrn so treu ergeben ist, daß es in der Schlacht nicht von seiner Leiche weicht. Ebenso bekannt ist die Treue des Hundes.

Die als „falsch" verrufene Katze ist übrigens nicht weniger treu als der anhängliche Hund. Doktor Flöricke besaß eine selbst aufgezogene Katze, die ihn auf Spaziergängen wie ein Hund begleitete; wenn er verreiste, fraß

sie mehrere Tage lang nicht, benahm sich wild und wurde menschenscheu. Als er von einer halbjährigen Reise heimkehrte, erkannte sie ihn sofort, war außer sich vor Freude und sprang ihm auf die Schulter. Ein junger Hühnerhund hatte den Herrn nicht wiedererkannt. In Richelsdorf bei Rotenburg in Hessen war eine Katze nicht unter dem Sterbebett ihres Herrn hervorzubringen. Sie weigerte sich zu fressen, suchte, obwohl wiederholt daraus vertrieben, immer wieder das Sterbezimmer auf und endete dort vor Hunger. Die Katze rächt sich aber auch, wenn sie gequält wird. Ein fünfjähriges Mädchen in Falkenau in Sachsen hatte einer Katze den Schwanz in einen Holzpflock geklemmt. Das Tier in seinem rasend machenden Schmerz kratzte dem Kind die Augen aus und biß es so in die Kehle, daß es bald darauf starb. Kein gerecht Urteilender wird, bei aller Würdigung des schweren Verlustes für die Eltern, der Katze schuld an dem Unglück geben, eher der mangelnden Aufsicht und Erziehung.

Katzen werden übrigens von den meisten Menschen falsch gestreichelt und gekrault. Die Katze verhält sich bei solchen Liebkosungen anders als der Hund. Dieser liebt im Unterschied zu ihr das Krauen an der Kehle, weil er sie selber nicht so bequem erreichen kann wie die gliedergeschmeidige Katze. Wild lebende Tiere suchen einander im Kampf die Kehle zu durchbeißen. Ist es da nicht verständlich, daß die Katze das Greifen nach einem so lebenswichtigen Körperteil mißversteht, als abzuwehrende Gefahr betrachtet und die Krallen braucht? — Die Katze ist ganz gewiß durch Mißverständnisse ähnlicher Art, die jedoch mehr beim Menschen als bei ihr zu suchen sind, völlig unrecht als falsch und hinterlistig verschrien.

Die Springseilgymnastik

Von Annelene Michiels / Mit 11 Bildern aus der Schule für Atmung und Gymnastik, Lehrweise A. Glucker

Im Laufe der Zeiten lebten unter allen Kulturvölkern geistig überragende Männer, die nicht nur über ungewöhnliche psychische Kräfte, sondern auch über große physische Stärke verfügten, und die bis ins hohe Alter in verantwortungsvollen Ämtern wirkten und hochgradig produktiv waren. Aber es gab auch viele andere bedeutende Männer, die durch ihre schwankende Gesundheit an der Entfaltung ihrer Kräfte gehemmt waren.

Aus dem täglichen Leben ist jedem bekannt, wie wirksam ihm volle leibliche Gesundheit bei der Ausübung des Berufs zustatten kommt. Unsere heutige, im Lebenskampf rücksichtslos gewordene Welt kennt keine Schonung des einzelnen; beugt er dem Versagen seiner Kräfte nicht in irgend einer Weise vor, so kann es früher, als es ihm erwünscht ist, dahin kommen, daß er den Anforderungen des Berufes nicht mehr in voller oder zureichender Frische gewachsen ist und darunter leiden muß.

Im Wochenende suchen deshalb heute viele Menschen Erholung von anstrengender Arbeit. Sie verbringen ihre Sonntage in freier Natur, ruhen aus und sammeln frische Kräfte zur Fortsetzung ihrer geschäftlichen Tätigkeit.

Heute ist sich fast jeder darüber klar, daß etwas zur Auffrischung des Organs geschehen muß; deshalb treiben die einen irgendwelchen Sport, die anderen bevorzugen Gymnastik. Ja, sogar staatliche Behörden sehen ein, daß



Abb. 1. Vorschwingen der gestreckten Beine (wirkt auf die Bauchmuskeln).

es notwendig ist, den Körper zu stärken. So sollen nun auch den Postbeamtinnen zwischen der täglichen Berufs=

arbeit regelmäßig Gymnastikkurse gegeben werden. In verschiedenen großen Warenhäusern müssen die Angestellten schon seit längerer Zeit gymnastische Übungen



Abb. 2. Haltungsübung, verbunden mit Atmung.

machen. Daß Beamtensportvereine aller Art entstehen, ist gleichfalls begrüßenswert. Alle derartigen Bestrebungen sind ein deutliches Zeichen dafür, daß anstrengende geistige Berufsarbeit notwendig körperliche Ausgleichsübungen erfordert.

In der heutigen Zeit, die an die Leistungsfähigkeit hohe Anforderungen stellt, brauchen wir mehr frische Luft und mehr körperliche Bewegung, als dies früher nötig war.

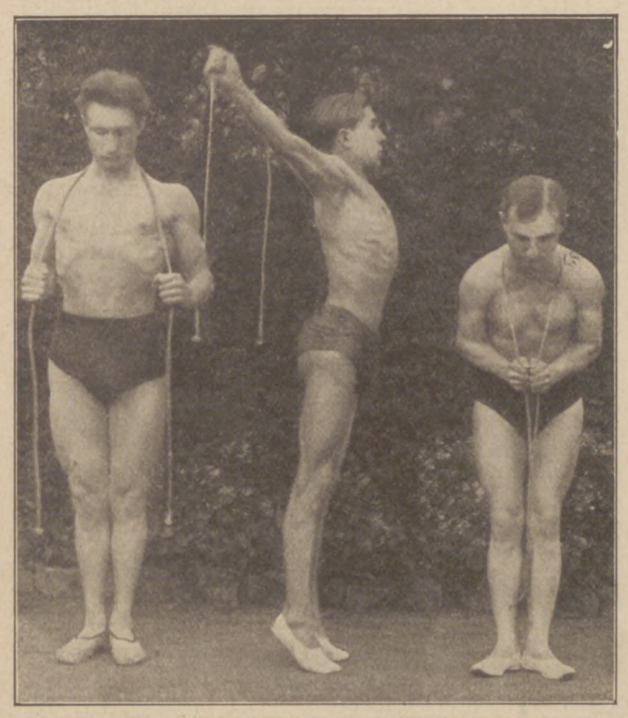


Abb. 3. Brustkorbdehnung — Streckübung.

Die Gymnastik ist eine Art der Körperschulung, die ganz besonders geeignet ist, hier helfend einzugreifen, weil es dabei nicht auf Höchstleistungen ankommt, sondern weil sie die Beschaffenheit des einzelnen voll berücksichtigt und nur solche Übungen fordert, die für jeden Fall an=

wendbar sind. Freilich ist die sogenannte Zimmergymnastik, wie die Erfahrung gelehrt hat, langweilig, weil die rein formalen Übungen, so gut sie auch wirken mögen, auf die Dauer doch der nötigen Anregung zur gern befolgten Tätigkeit entbehren.

Zweifellos würde jeder, der auch nur wenige Übungen täglich macht, den größten Nutzen davon haben; allein den seither betriebenen Zimmergymnastiken fehlt das Moment ausgiebiger und zureichender Bewegung. Mehr Freude am Üben findet man gewiß da, wo man sich gemeinsam im Freien oder in einem größeren Raum dem Laufen oder Springen hingeben kann, oder wo durch den Wettbewerb bei froher Zusammenarbeit von vielen belebender Ansporn geboten ist. Ausgiebiger Bewegung wird durch die Springseilgymnastik besonders Rechnung getragen. Mit einem etwa zweieinhalb Meter langen Seil können im Freien, im Hof oder im Garten, bei einem Ausflug, ja sogar bei Hochgebirgstouren und auf kleinstem Raum auch im Zimmer oder im Korridor Sprungübungen aller Art gemacht werden. Der Wert solcher Übungen liegt in der vortrefflichen Ausbildung von Herz und Lunge. Auch die Bauchmuskeln lassen sich kräftig bearbeiten, wenn man, wie die erste Abbildung zeigt, die Beine gestreckt unter scharfer Abbiegung im Hüftgelenk vorschwingt.

Durch das wechselvolle Spiel der mannigfaltigen Übungen wird man immer neue Freude an dieser Art gymnastischer Betätigung gewinnen.

Mit dem Springseil lassen sich eine große Anzahl planmäßiger Übungen ausführen, die auf den gesamten Körper einwirken und gleichzeitig wertvolle Atemübungen bilden. Das Springseil übt dabei die korrigierende Wirkung des Lehrers aus, und dieser Lehrer ist ein gestrenger

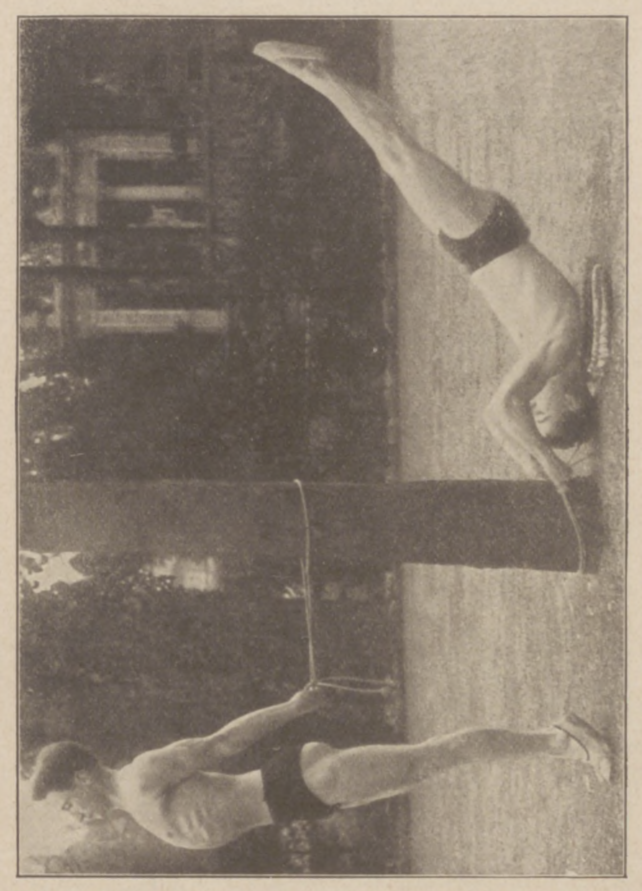


Abb. 4. Links: Dehnungsübung, rechts: Bauchmuskelübung.

Herr, was dem Übenden zunutze kommt, da wir es ohne kleine Nachhilfen vielleicht doch nicht so machen würden, wie es richtig und gut wäre.

Die zweite Abbildung gibt eine Übung in Schrittstel=

lung wieder. Beim Einatmen steht der Körper auf dem vorderen Bein, die Brust wird durch die Zugwirkung des

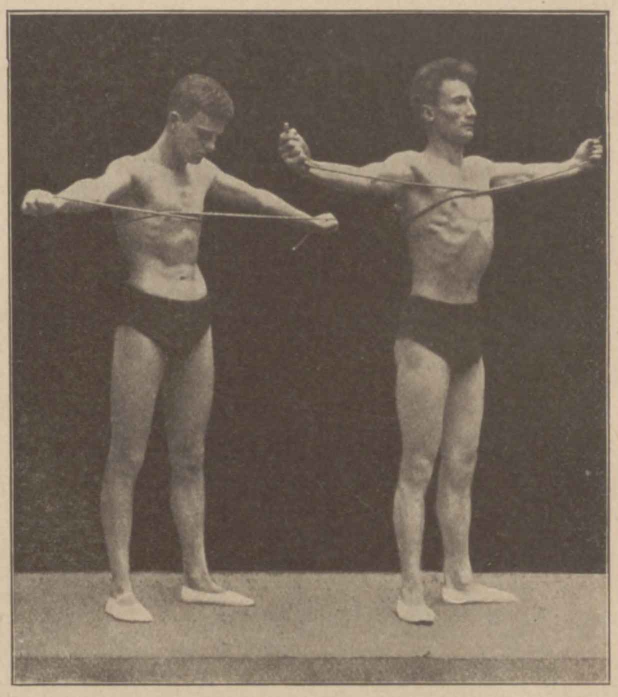


Abb. 5. Umschnürungsübung, die den Brustkorb beweglich macht.

Seiles geweitet. Dann geht man zurück auf das hintere Bein und atmet aus.

Die Entwicklung des Brustkorbes ist von entscheidender Wirkung auf das ganze Leben. Wer tagsüber am Schreibtisch arbeiten muß, dem wird die Übung nach der dritten Abbildung helfen, wenn er das kurzgefaßte Seil stark



Abb. 6. Wie den Kleinsten die Atmung gelehrt wird.

nach oben streckt, dabei auf den Zehenspitzen steht und den Körper ordentlich reckt und streckt. Dann folgt unter

leichtem Vorwärtsbeugen des Rumpfes gründliche Ausatmung. Man kann das gespannte Seil aber auch gestreckt über dem Kopf nach hinten abführen. Dadurch nähern sich die Schulterblätter einander, und der eingeengte Brustkorb wird dabei ziemlich stark gedehnt. Schon nach einiger Zeit wird man ein Ergebnis dieser Übung nicht nur sehen, sondern auch messen können. Sogar bei Älteren kann man, wenn auch selbstverständlich erst nach längerer Übungszeit, Erfolge feststellen.

Unsere vierte Abbildung zeigt links eine derartige Dehnungsübung. In diesem Falle ist das Seil um einen Baum gebunden. Zu Hause kann man das Seil an die Türklinke hängen. Außer dem Brustkorb wird vor

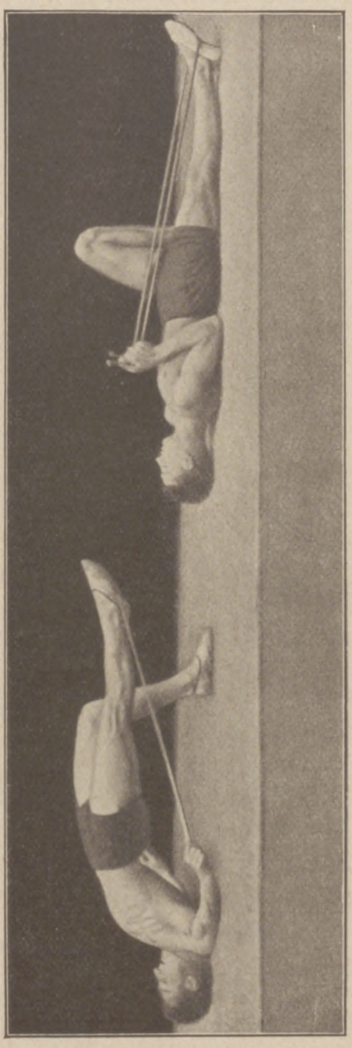


Abb. 7. Rumpfbeugeübung.

allem auch der Bauch durch das viele Sitzen auf die Dauer schwer geschädigt: die Muskulatur erschlafft, der Bauch bekommt eine unschöne Form. Gegen diese unliebsame organische Veränderung ist die Übung in der gleichen Abbildung rechts ein durchgreifendes Mittel. Man lege sich auf einen Teppich und fasse unter das befestigte Seil, dann hebe man den Körper senkrecht und lasse ihn langsam wieder sinken.



Abb. 8. Links: Schwingen beider gestreckten Beine über den Kopf, rechts: Brustatmungsübung.

Die Beweglichkeit des Brustkorbs ist für die Ventilierung der Lunge äußerst wichtig. Wenn man, wie Abbildung 5 zeigt, das Springseil um den Brustkorb legt und beim Ausatmen mäßig stark zusammenzieht, so erreicht man dadurch

allmählich eine überraschende Elastizität des Brustkorbs. Im Kinderunterricht wendet man diese Umschnürungsübung neben anderen Übungen erfolgreich an. Man kann dadurch die Atemmuskeln sehr gut ausbilden und kräftigen und die verschiedenen Teilatmungen mit dem Endziel der Vollatmung beherrschen lernen.

Die siebente Abbildung zeigt eine Übung im Liegen. Mit der Einatmung wird der Rumpf vom Boden weggehoben und mit der Ausatmung gesenkt; die Ellbogen werden durch das gespannte Seil gewissermaßen automatisch angedrückt. Schöner wird die Übung, wenn man, wie man auf Abbildung 8 sieht, bei der Einatmung das Knie gewinkelt hochzieht und es hochstreckt, ohne dabei herunterzugehen, und dann langsam Bein und Rumpf senkt. Man kann auch unter Anspannung des Seiles den Rumpf um fünfundvierzig Grad zurückbeugen, um die Bauchmuskeln auszubilden. Einfacher ist die Übung eines oder beider Beine, wobei vor allem die Brustatmung betont ist. Dagegen ist das Schwingen der gestreckten Beine über den Kopf nach rückwärts wieder schwieriger, aber überaus wirkungsvoll. Man achte dabei vor allem darauf, daß die Knie immer gut durchgedrückt sind, wozu allerdings schon das Seil an und für sich mit beiträgt.

Abbildung 9 zeigt links eine Aufbiegeübung in der Bauchlage, die zur Kräftigung der Rückenmuskeln dient. Durch das Seil kann das Aufbiegen besonders ausgiebig gestaltet werden; die Übung rechts läßt starkes Vorbeugen des Rumpfes erkennen.

Man kann sich nun wohl vorstellen, wie schön und wohltätig es ist, in freier Zeit hinauszugehen in die Natur, auf eine Waldwiese, um in fröhlicher Gesellschaft oder allein zu üben.

Am wirksamsten ist es aber, wenn man diese Übungen täglich als Morgengymnastik vornimmt.

Die Natur zeigt wechselnd zu jeder Jahreszeit ein anderes Bild, und das Erwachen des Tages bietet immerzu neue Reize. Das Springseil wird um den Hals gehängt, dann unter die Arme nach rückwärts geführt, auf dem Rücken überkreuzt und endlich vorn über dem Leib zusammengebunden. Auf diese Weise wirkt das Springseil auch wie ein Geradehalter. So marschiert man hinaus; hat man ein schönes Plätzchen gefunden, dann zieht man die Jacke aus, man springt, man übt, man atmet, man wird ein verwandelter Mensch. Erfrischt an Körper und Seele

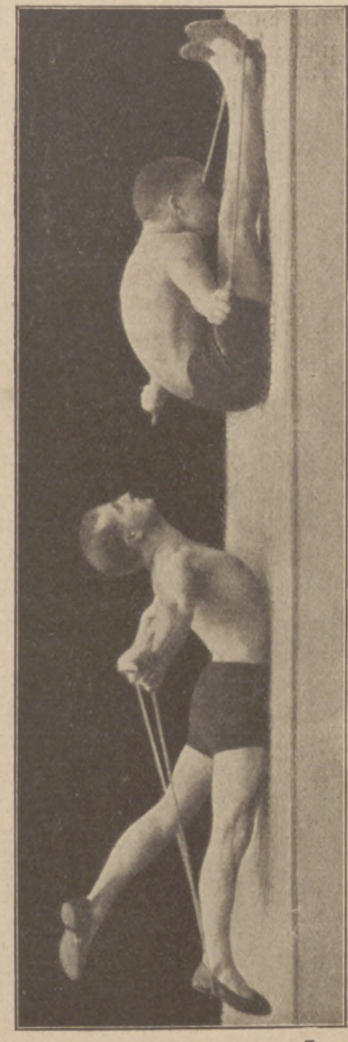


Abb. 9. Aufbiegen aus der Bauchlage und starkes Rumpfvorwärtsbeugen.

kann man dann seine gewohnte Berufstätigkeit wieder beginnen und wird erstaunt sein, wie leicht die Arbeit nun vonstatten geht. Man fühlt sich für den ganzen Tag froher und freier, man ist ein Mensch, der in innerlichem Glücksgefühl seine Tagesarbeit vollbringt.

Springseilgymnastik, überhaupt rhythmische Gymnastik ist nicht Sache einiger weniger Volks- oder Fachkreise, sondern geht gleichviel an hoch und niedrig, reich und arm, Mann und Frau, jung und alt. Hier wirkt sich eine Erkenntnis aus, die gerade jetzt gefunden werden mußte, um innerhalb einer soeben zerstörenden Zivilisation das Leben noch lebenswert gestalten zu können. Mit ihr ist das „Körpergewissen" und der echte Gesundheitswille erwacht, für den bisher die Körperfremdheit das größte Hindernis war. Man muß sich eigentlich wundern, daß der Körper so lange die dauernden Mißhandlungen, die die Neuzeit brachte, ertragen und aushalten konnte. Schlechte Luft, künstliche Nahrungssurrogate, Hast und Unruhe, die jeder auf der Straßenbahn, auf den Bahnhöfen, in den Warenhäusern, in den großen Betrieben und Schulen beobachten kann, sind die eigentliche Wurzel allen Übels. Hier ist die Ursache der so verbreiteten Unduldsamkeit, Unverträglichkeit und Rücksichtslosigkeit. Die Linie führt weiter zur dauernden Unruhe in der Arbeit; sogar die Feierstunden, in denen man sich einst sammeln und erholen konnte, werden heute dazu benutzt, nervenaufpeitschende Zerstreuungen zu suchen. So kommt es schließlich zur allgemeinen „Nervosität", jener Erkrankung, die als Folge geschwächter Nerven auftritt. Mit dem Schwinden der Nervenkraft wird aber auch der Instinkt schwächer, jene innere Kraft, die immer weiß, was gesund und natürlich ist. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, die heutige Menschheit ist

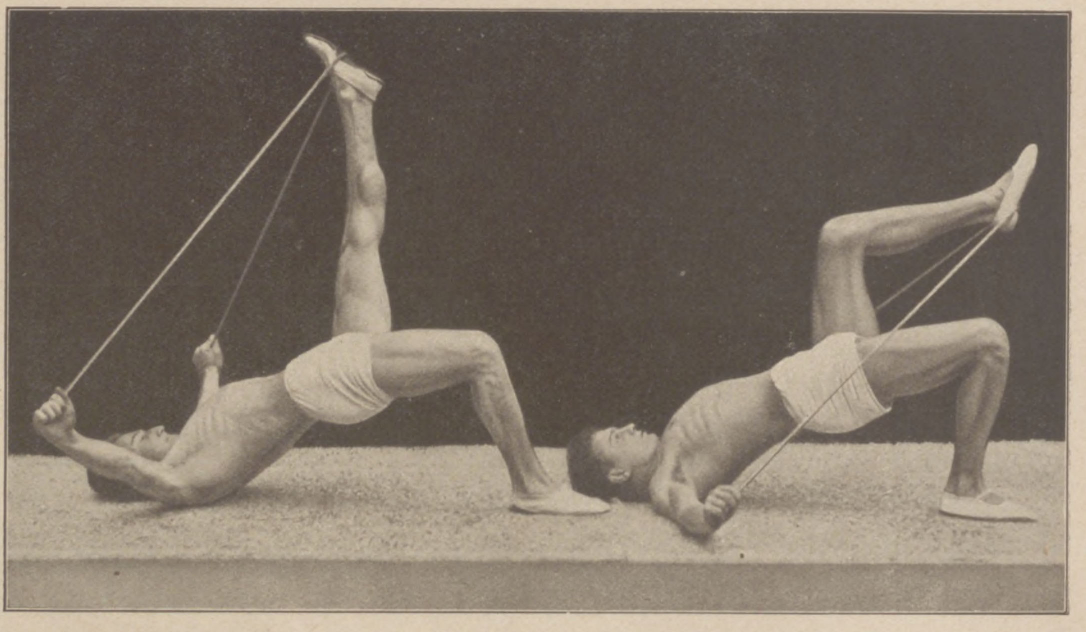


Abb. 10. Rumpfaufzug mit Kniestrecken.



Abb. 11. Springseilgymnastik belebt und stimmt freudig.

instinktlos geworden; weder der Leib weiß, was ihm zuträglich ist, noch der Kopf. Von Jahr zu Jahr wird die Nervosität schlimmer und führt schließlich zu organischen Leiden, seien es Stoffwechsel- oder Atmungsstörungen. Wirtschaftliche Erschütterungen, vernichteter Ehrgeiz und zerstörte Hoffnungen führen dann vollends zum frühen Altern und frühzeitigen Tod. Mit der Harmonie des Leibes schwindet auch die Harmonie der Seele, die allein das Glück gestalteter Lebensführung mit sich bringt.

Diese Harmonie in Bewegung und Ausdruck will die rhythmische Gymnastik geben und wiederbringen. Da sie rein gymnastisch ganz besonders den Rumpf erfaßt und der Wirbelsäule ihre ursprüngliche Elastizität wieder verleiht, stärkt und heilt sie gerade die vorhin erwähnten beiden Hauptkrankheitsherde. Und schließlich bringt die rhythmische Gymnastik in den Entspannungsübungen eine bewußte Nervengymnastik, von der die eigentliche Zeitkrankheit, die „Nervosität", überwunden werden wird. Dann erst kann man das Wort Nietzsches verstehen, der da sagt: „Über dich sollst du hinausbauen. Aber erst mußt du nur selber gebaut sein, rechtwinklig an Leib und Seele." Unsere Zeit braucht starke Kräfte im Lebenskampf; sorge jeder, daß er bereit sei und nicht unvorbereitet getroffen werde.

Logogriph

„Ist mit P das Wort gefällig?"
fragt der Wirt, wenn sich gesellig
seine Gäste finden ein;

damit sie sich daran laben,
denn es sollen solche Gaben
würzig und erfrischend sein.

Doch zur Sommerzeit, zur heißen,
wird das Wort man frischer preisen,
wenn es sich mit B stellt ein.

Auflösung folgt am Schluß des ersten Bandes im nächsten Jahrgang



In Ägypten wird noch Handweberei betrieben. Der Bote bringt auf Bambusgestelle gewickelte Baumwolle zur Kundschaft.
(Wide World)

Im Auto quer durch Afrika

Von M. G. Specht / Mit 5 Bildern

Gelangweilt saß ich in meinem Zimmer und hatte versucht, durch Lesen verschiedener Zeitungen mir die Zeit zu vertreiben. Da tönte die Klingel des Fernsprechers. Erfreut über die nicht unwillkommene Ablenkung griff ich zum Hörer.

„Hallo, alter Junge! Willst du mit nach Afrika?"

„Gern! Aber zu was?"

„Um mit der Filmkamera wissenschaftliche Forscherarbeit zu leisten!"

Ich muß gestehen, daß der Begriff „wissenschaftliche Forscherarbeit" mich doch ein wenig in Verwirrung setzte, da ich weder Forscher noch Gelehrter bin. So ging ich mit einem gewissen inneren Unbehagen am nächsten Morgen zu einer Besprechung, zu der ich durch Vermittlung meines Freundes eingeladen wurde. Dort entwikkelte der Leiter der Expedition, ein großer starker Mensch, dem nicht geringe Energie aus den Augen leuchtete, seinen Plan, Afrika von Colomb-Béchar in Marokko bis nach Madagaskar im Auto zu durchqueren. Die Ruhe und Sicherheit, mit der er seinen Plan entwickelte, hatte ihren Grund darin, daß er vor Jahren als erster mit dem Auto durch die Sahara gefahren war. Ich begeisterte mich so, daß ich mich sogleich bereit erklärte, als Filmoperateur teilzunehmen.

Die Fahrt durch die Wüste von Tanezrouft, wo uns die im Sande bleichenden Skelette der vor Durst umgekommenen Kamele als mahnende Warner begrüßten,

das Zusammentreffen mit den kriegerischen Tschadreitern, die Betroffenheit der Wilden beim Anblick unserer Autos, die Entdeckung eines Zwergvolkes im innersten Afrika, die Jagden auf Antilopen, Löwen und Flußpferde, zauberische Urwaldnächte am Lagerfeuer, die Wunder des „Gudu-Gudu", dieses drahtlosen Negertelephons, das unsere Reise von Dorf zu Dorf durch Trommelsprache weitergab, die Fahrten durch Schluchten und über reißende Flüsse, umgestürzte, im Wege liegende Urwaldriesen, Sümpfe, in denen jeder verloren ist, der vom Pfade abkommt — welcher Roman könnte der Erinnerung an diese unvergeßliche Zeit gleichkommen!

Jeden Tag erlebten wir neue Sitten und seltsame Gebräuche der Volksstämme, zu denen wir kamen. Überall fanden wir Gelegenheit für Aufnahmen mit der Filmkamera und brachten gute Bilder mit heim. Zeitlupen ermöglichten uns sogar gewisse Gesten aus schnellen rhythmischen Tänzen bei den Mangbetous aufzunehmen.

Meine Filmarbeit war indes nicht immer leicht. Zunächst boten sich ungeheure Schwierigkeiten der gegenseitigen Verständigung. Dazu kam noch, daß manche Szenen zum zweitenmal gekurbelt werden mußten; denn meist standen die Tänzer grinsend und lachend vor dem Objektiv der Kamera, und nicht anders verhielten sich die schwarzen Schönen dieser „Ballettkorps".

Neginga, die Lieblingstänzerin des Mangbetouhäuptlings Ekipondo, bei dem wir zu Gast waren, bereitete mir einmal ernsthafte Schwierigkeiten. Sie hatte gerade vor der gewöhnlichen Kamera einen schönen, wilden Tanz beendet; darauf bat ich sie, nochmals zu beginnen, um Aufnahmen mit der Zeitlupe zu machen. Die kluge Neginga begriff sofort und — lief, so schnell sie ihre Füße tragen konnten, davon, nachdem sie mir zuvor kurz erklärt hatte,



Rast unter den Palmen der Oase Tessalit im südlichen Teil der Wüste Sahara. Preßarchiv.

sie hätte beim ersten Mal schön genug getanzt, und außerdem wolle sich der „Munsungu“ — der Weiße — nur über sie lustig machen. Die ganze Szene schien verpfuscht zu sein. Ekipondo, von seiner Tänzerin eingenommen, erklärte mir, sie sei böse, und er könne sie nicht umstimmen; mir aber fehlte es an Worten, um die gekränkte Schönheit wieder für eine Aufnahme zu gewinnen. So ging allmählich der Tag zur Neige. Glücklicherweise hatten wir als Führer und Dolmetscher den belgischen Prokurator von Buta bei uns. Ich sah, wie er in der Richtung der Bananenbüsche verschwand, hinter denen sich Neginga offenbar versteckt hielt. Bald darauf kam er wieder und führte die schwarze Dame, die sich beruhigt zu haben schien, elegant am Arm. Als ich ihn fragte, wie er das fertiggebracht habe, antwortete er mit dem liebenswürdigsten Lächeln von der Welt: „Sehr einfach; ich habe ihr gesagt, Sie fänden sie sehr hübsch und hätten mich beauftragt, um ihre Hand anzuhalten!“ Ich stellte Neginga vor den Apparat, machte meine Aufnahmen, habe sie aber trotz ihrer Schönheit nicht geheiratet. Sie wird sich hoffentlich inzwischen mit einem schwarzen Jüngling getröstet haben.

Am nächsten Tage fuhren wir weiter. Um sieben Uhr abends mußten wir halten, da ein gewaltiger Regenguß schier endlose Wassermassen auf uns entlud. In der Nähe der Straße sahen wir ein abseits gelegenes Haus, das rings von einer Veranda umgeben war. Im Lichte der Scheinwerfer erkannten wir, daß es eine Kirche sein müßte; wir waren in Witi. Unter der Veranda fanden wir genügend Schutz vor dem strömenden Regen, indes die schwarzen Diener das Abendbrot bereiteten. Es dauerte nicht lange, bis der Boy rief: „Auf zur Suppe!“ oder etwas Ähnliches, denn er sagte es in der Kisuaheli-

sprache. Während wir speisten, machte uns ein Teilnehmer mit einem der sieben Rezepte für eine gute Suppe bekannt.



Eine Panne in der Wildnis. Preßarchiv.

Dazu waren nötig: drei Maggiwürfel, einige Stücke Rindfleisch, kochendes Wasser und ein paar Brotscheiben.

Endlich kamen wir zum Wumifluß, dem letzten Hindernis, das auf unserer Fahrt zu überwinden war. Er strömte jedoch so stark dahin, daß wir zunächst nicht wußten, wie wir ihn überschreiten sollten. Wir beschlossen, zuerst bis zur Missionsstation in Mondha zu ziehen. Der Leiter, der schon über zwanzig Jahre in dieser Gegend ansässig war, konnte uns gewiß wertvolle Ratschläge geben. Da die Station kaum drei Kilometer von uns gelegen sein sollte, wagten wir den Marsch zu Fuß. Als wir die Strecke unter vielen Mühsalen zurückgelegt hatten, zeigte man uns das Missionshaus, das auf halber Bergeshöhe lag und noch mindestens vier Kilometer entfernt war. Das war uns nun aber doch zu viel, und wir ließen uns im Gerichtshaus von Turiani häuslich nieder. Von hier schickten wir einen Boten zur Mission und ließen bitten, der Missionsleiter möge uns aufsuchen. Nach einer Stunde war er da und begleitete uns zurück zu unseren Automobilen. Der Missionar bestätigte uns, daß wir uns auf dem richtigen Wege nach Bagamoyo befänden, denn er hatte knapp vor Jahresfrist die gleiche Reise unternommen. Es ist der Weg, den Stanley wählte, als er in mutigem Forscherdrang seinerzeit Ostafrika durchquerte, um Livingstone zu suchen, den er dann in Ujiji am Ufer des Tanganjikasees traf. Vor uns floß der Rumifluß, breit, tief und reißend. Brücken gab es nicht, aber auch keine Flöße oder Kähne. Nach langem Hin und Her beschlossen wir, eine Notbrücke zu bauen.

Nach vier Tagen war die mühselige Arbeit glücklich beendet; die Brücke war neununddreißig Meter lang, wobei zu bedenken ist, daß der Hauptteil über Tiefen von zwei bis sechs Meter führte, über einen Fluß, der ungeheuer rasch dahinströmt.

Jeder, begeistert und eifrig, wollte als erster mit dem



Auf schwierigen Pfaden des Njassalandes. Preßarchiv.

Auto über die Brücke fahren. Wir ließen dem Leiter der Expedition die Ehre. In seinem Auto fand auch ich mit dem Filmapparat Platz.

„Abfahrt!" Rasch waren wir mitten auf dem schmalen Steg. Der Fluß brauste und toste, und der Motor sang. Einen Augenblick hielten wir, um die Szene mit der Filmkamera zu kurbeln. Dann ging es weiter. Bald befanden wir uns auf dem anderen Ufer. Schnell wurde die Böschung genommen — da hörten wir Schreie und Händeklatschen. Als wir uns umsahen, erblickten wir die zwei anderen Autos, von denen das eine schon über die Brücke fuhr.

Als alle Wagen glücklich hinübergelangt waren, beschlossen wir, am Ufer vor der Weiterfahrt kurz zu rasten. Ich legte mich ins hohe Gras, wo nur ein schmaler Fußpfad die Richtung des weiteren Weges anzeigte. Indes die anderen unter den Bäumen Schmetterlinge und Raupen fingen, rief ich mir in Gedanken die Zeit zurück, da Stanley an der gleichen Stelle vorüberzog, nur in umgekehrter Richtung, um Livingstone zu suchen und unsterblichen Ruhm zu finden.

Was mögen die Neger an diesem Abend wohl gedacht haben, als die Hütten ihres Dorfes, in dessen Nähe wir kampierten, von den Lichtern unserer Scheinwerfer getroffen wurden? Für was für seltsame fremde Tiere mögen sie unsere Autos gehalten haben, die beim nächsten Morgengrauen wieder verschwunden waren? Vielleicht erwachte bei einigen Alten von ihnen auch die Erinnerung an den ersten Weißen, der vor vierzig Jahren zu Fuß hier durchgezogen war, gefolgt von einer großen Zahl von Trägern, einer unbekannten Zukunft voller Gefahren entgegen, im unerschütterlichen Glauben, wie ihn nur die Größe des gesteckten Zieles und das Gefühl, dem Fortschritt der Menschheit zu dienen, verleihen können.



Eine aufregende Fahrt durch das Sumpfgebiet des Njassa-landes. Um gegen Überraschungen aus dem hohen Gras gesichert zu sein, wurde hier nur mit Seitendeckung marschiert. (Preßarchiv)

Am Abend unseres letzten Reisetages erlebten wir noch etwas Unvergeßliches. Es war zur Zeit der Dämmerung in jenen Breiten. Die untergehende Sonne tauchte das



Überquerung eines Flusses in der Kolonie Rhodesia. Preßarchiv.

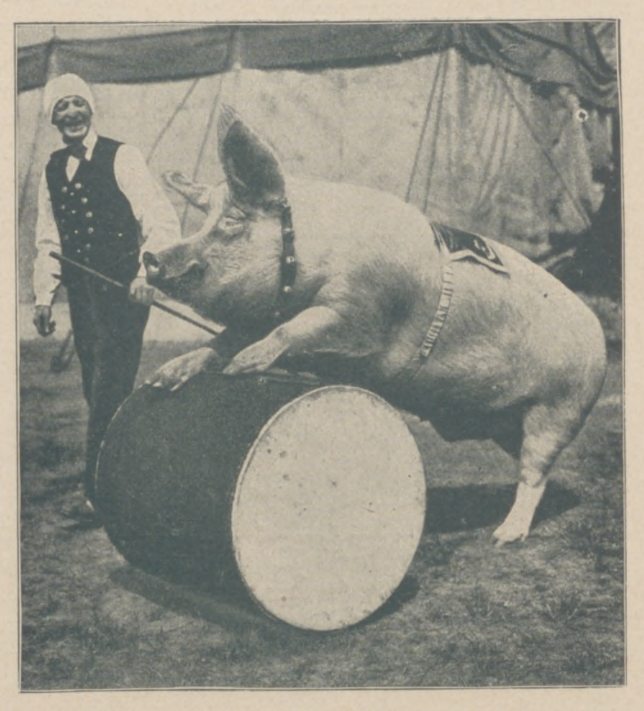
Gebüsch und die Wälder, die Gewässer und den Himmel in eine Farbenpracht, die man in Deutschland nicht kennt und die unbeschreiblich ist.

Dicht am Wasser, in einer Lichtung, dämpften Mimosen, Palisander- und Akazienbäume das Licht der scheidenden Sonne. Die Blätter zitterten im leichten Wind, ringsumher war es still. Da zeichnete sich in der Ferne, in malven- und rosenrote Töne getaucht, die zierliche Silhouette einer Gazellenherde ab; ihre Schatten erschienen als goldene Streifen auf dem grünen Rasen. Leider wurde dieses schöne Bild bald zerstört. Wir brauchten Fleisch. Brutal zerriß ein Büchsenschuß die Abendstille, entsetzt stob die Herde auseinander, ein getroffenes Tier zurücklassend.

Acht Monate hatte unsere Fahrt gedauert durch den dunklen Erdteil, auf Wegen, die ohne Automobile zum Teil überhaupt nicht passierbar gewesen wären. Reiche Ergebnisse jeder Art brachten wir mit zurück. Botanische, zoologische, geographische, ethnographische Forschungen wurden angestellt, Feder und Pinsel, Platte und Film hielten Bilder exotischer Sitten und Bräuche fest, die in wenigen Jahren vielleicht ausgestorben sind.

Die Reise begann in Colomb-Béchar, führte zum Niger und Tschadsee, durch Belgisch-Kongo zum Viktoria- und Njassasee und endete in Mozambique auf der Insel Madagaskar; eine Abteilung trennte sich in Tabora von uns, fuhr durch Britisch-Südafrika nach Kapstadt und stieß, von hier aus den Seeweg benutzend, in Madagaskar wieder zu uns.

Unvergeßliche Tage lagen hinter uns, voll schöner Erlebnisse und schwerer Mühen, Tage, die mit zu meinen schönsten Erinnerungen zählen, umso mehr, als die lange Reise ohne Unfall verlaufen war.



Schmunzelnd dreht das Schweinchen Molle,
Glöckchen um den feisten Hals,
vor sich her die runde Rolle.
Denn es denkt sich: Andernfalls
könnt' der Michel eklig werden,
da er einen Stecken trägt!

Ja, so ist's nun mal auf Erden,
vieles wird mit fortbewegt,
das gewiß sonst stehen bliebe,
wär' der Zwang nicht, der uns triebe. U. L. K.

Die Stadt des Durstes in der Steinwüste

Von Dr. Friedrich Plenzat / Mit 3 Bildern
nach Aufnahmen des Verfassers

Tripolitanien, am Mittelländischen Meer zwischen Tunis und Ägypten gelegen, bildet eine nur von den östlichen niedrigen Ausläufern des Atlas unterbrochene Ebene, die besonders an der Küste flach und sandig ist. Die westlichen Küstengegenden sind fruchtbar, da es dort nicht an Wasser fehlt, aber der östlich vom Kap Mesurata am Golf von Sidra gelegene Landstrich ist wüstenhaft steril und mit Dünen und ausgedehnten Salzsümpfen bedeckt. Im Inneren des Landes wechseln fruchtbare Teile mit Strecken, wo nichts gedeihen kann. Tripolis, die größte Stadt dieses Gebietes, stand im Altertum unter Karthagos Herrschaft. Dann kam es in römische Gewalt. Nach wechselnden Schicksalen betrachten heute die Italiener Teile Tripolitaniens, eine lange, mühsame Erschließung vorwegnehmend, in übergroßem Kolonisationseifer als das „größere Italien". Doch man darf gewiß sein, das letzte Wort über die Geschicke Tripolitaniens haben auch die Italiener noch nicht gesprochen.

In diesem Lande gibt es noch weite Strecken, die noch unerforscht sind, manche Gebiete sind bisher nur gelegentlich von kühnen Reisenden betreten worden. Es sind also noch Überraschungen zu erwarten.

Am wenigsten bekannt sind wohl die felsigen Einöden, die den oasenreichen Küstenstrich von der im Süden gelegenen, der Sahara vorgelagerten Landschaft des Fessan trennen und die auf der Karte als „Hammada el Hamra", als die große Steinwüste, zu finden sind.



Nalut, die Stadt der Höhlenbewohner in der Steinwüste an der libysch-tunesischen Grenze.



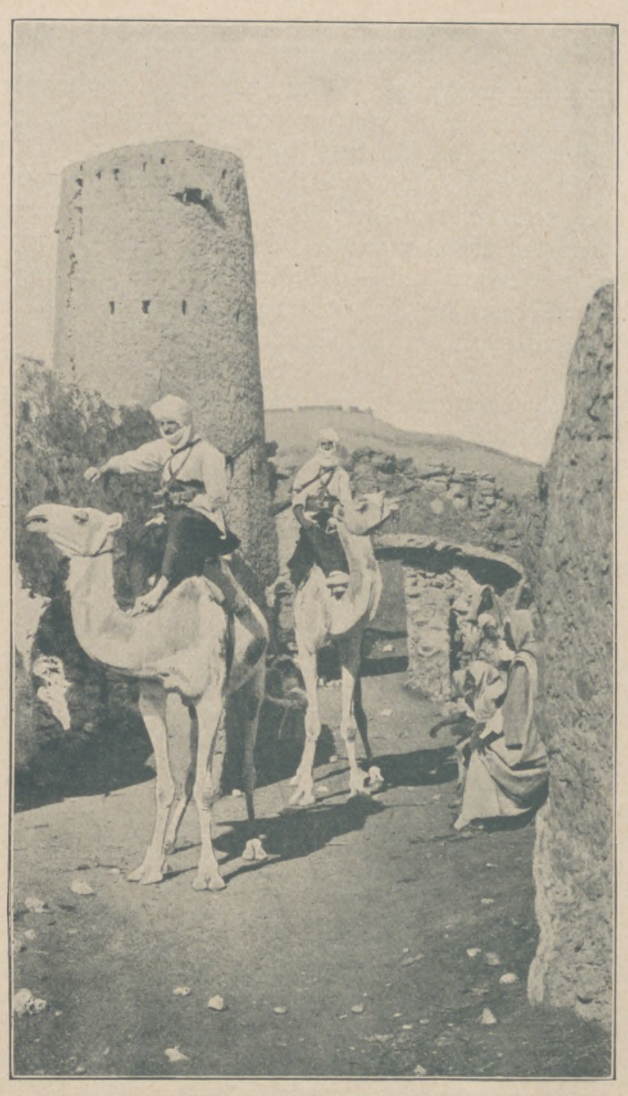
Eingeborene vor ihren Höhlenwohnungen.

An ihrem Rand liegt Misda, von dem verdienten deutschen Forscher Heinrich Barth mit dem antiken „Musti Kome" der Ptolemäer gleichgesetzt, ehedem ein wichtiger Mittelpunkt für den Karawanenhandel mit dem Sudan, heute jedoch ohne jede Bedeutung, da die Karawanen, um die brunnenlose Steinwüste zu vermeiden, lieber weite Umwege machen. Sie fürchten auch die nicht geringe Masse der umherschweifenden Räuberbanden, die diese Landstriche beherrschen und sich stolz „Uled Bu Sef", das heißt „Söhne des Schwertes", nennen.

Misda! — Es gibt in der Welt wohl kaum etwas Trostloseres als diese Stadt in der Wüste, die wie ein steinernes Sinnbild dieser trostlos öden, schrecklichen Gegend oder wie die leibhafte Verkörperung des Durstes anmutet. Unauslöschlich ist der Eindruck dieser schauerlichen Stätte, die unter der erbarmungslos sengenden und brennenden Sonne inmitten einer dürftigen, elenden und kümmerlichen Oase liegt.

Seltsame Häuser, die gleich aufgeschnittenen Röhren daliegen, bieten einer seltsamen, halbverkommenen Bevölkerung Gelegenheit zu primitivstem Unterschlupf. Fensterlos sind die rohgefügten Mauern, schattenlos die erbärmlichen Straßen. Und in den schmutzigen Höfen gibt es kein Wasser. Finstere Türme mit Schießscharten überragen die Bauten; sie dienen als Auslug, um nahende Karawanen zu erspähen. In diesen Steinhaufen hausen Menschen, die von der Plünderung der Karawanen leben.

Das ist kein Städtebild, wie man es sonst im arabischen Afrika zu sehen gewohnt ist. Keine behäbige Moschee, keine schlanken Minarette, keine gleißende Kuppel, kein hoher Torbogen, kein schattiger Brunnen, kein Gewirr gedeckter Gäßchen und Gewölbe, in denen das Ameisengewühl geschäftiger heiterer Menschen flutet. Wie aus-



Straßenbild aus Misda in Libyen.

gestorben wirken die Gassen; verlassen erscheinen die Plätze, alles Leben erloschen, vertrocknet, erstarrt in sengender Glut der blendend scheinenden Sonne.

So ist auch Nalut, ein seltsam anmutendes Felsennest, das nahe der tunesischen Grenze gelegen ist, von dem unter den Eingeborenen das Wort verbreitet ist: „Nalut chêr min el môt!“ — „Besser Nalut als der Tod!“ Der Tod von der Hand der fremden Eindringlinge, die den freien „Söhnen des Schwertes“ mit Unterwerfung drohen.

Nalut macht mit seinen unvollendet gelassenen primitiven Steinhäusern, die wie Ruinen starren, den Eindruck einer Wohnstätte von elend vegetierenden Höhlenmenschen.

Scharade

Der erste stand am zweiten
und rief ihm fragend zu:
„Warum er wohl nicht kommet,
der heißt wie ich und du?

Von uns und unsresgleichen,
da sang er manches Lied.
Wie mag es nur geschehen,
daß man ihn gar nicht sieht?“

Der zweite sprach: „Ich glaube,
das macht die Winterszeit.
Nicht gut ist draußen dichten,
solang es friert und schneit.

Wenn erst der Lenz uns beide
geschmückt mit neuer Zier,
dann wird er wieder weilen
an mir und unter dir.“

Merkrätsel

Nickel, Rechtsanwalt, Distel, Stralsund, Moschee, Schweden, Brunhilde, Radschuh, Gerhard, Hofdame, Bosnien, Richter, Normandie, Garbe, Streitaxt, Lunte, Werwolf, Harfe.

Man merke sich in jedem der oben angeführten Wörter drei nebeneinanderstehende Buchstaben. Hat man die Wahl richtig getroffen, so ergeben die Buchstaben in der gegebenen Reihenfolge ein Sprichwort.

Auflösungen folgen am Schluß des ersten Bandes im nächsten Jahrgang

Vogelparadies

Von A. Rosin / Mit 4 Bildern

Zwei gewaltigen, tief und fest wurzelnden Baumstümpfen vergleichbar, ragen westlich von Gotland, der größten und eigenartigsten Insel des Baltischen Meeres, die Karlsinseln — Karlsöarna — ziemlich unvermittelt aus der salzigen Flut. Starre, steile, freudlose Klippen, über die Stürme und Wetter von Jahrtausenden dahinrasten, recken sich entweder unmittelbar aus dem Meer oder zwischen schmalen Sandstreifen verlangend den über ihnen geisternden Wolken entgegen. Kahl und düster wirken diese Klippen. Und zwar seit langer Zeit. Aber vor einigen tausend Jahren bedeckten sie noch ausgedehnte Wälder und weite Grasflächen. Doch die Wikinger, in jenen Zeiten als Seefahrer der Schrecken der Meere, brauchten Holz und immer wieder Holz für ihre Schiffe, mit denen sie die oft stürmisch genug brausenden Wogen durchpflügten, um in der Ferne das Glück zu suchen, das ihnen die Heimat nicht bot. Darum vernichteten sie die Wälder; und unter dem scharfen Zahn ungezählter, wilder Schafherden verschwand die übrige Vegetation. Damit aber war dem gierenden Meer das Gelände offen, und es fegte die Schafherden von den Inseln. Wenn der Sturm sein wildes Lied sang, rollten die Wogen über kahle Klippen, die nun kein Wald mehr schützte. Später, als die wild anstürmenden Wogen den Humus und einen Teil des kiesigen Sandes zwischen den Felsen herausgewaschen hatten, bot allein das Gestein noch scharfen Widerstand. Aber die See sandte nun

ihre Brecher, die wuchtigen Felszertrümmerer. Und die machten ganze Arbeit!

So erhielten allmählich die Inseln die ihnen eigentümlichen bizarren Felsformationen, die Millionen von Spalten und Rissen sowie die weitausgedehnten Felsgrotten, die wir heute sehen, und die ehrenvollen Narben alter, im Titanenkampfe der Elemente erworbener Wunden gleichen. Von den beiden Inseln sieht man auf der kleineren die prachtvollsten Formationen, obschon die größere daran auch nicht arm ist. Auf der kleineren Insel sind einige menschliche Wohnstätten möglich, die durch Buschwerk Schutz finden.

So unerbittlich die See einst die Inseln peitschte und an ihnen riß, so entstand doch wieder eine neue Vegetation. Salzwasser und zermürbte Felskonglomerate ließen einen Boden erstehen, auf dem zunächst einmal das Adonis vernalis, ein wunderzartes Blümlein, vorzüglich gedieh. Heute bedeckt es in gewaltigen Flächen die Hochplateaus der Inseln. Freilich ist ihm, wie allem Schönen auf Erden, nur ein kurzes Dasein beschieden, denn der erste Sturm, der über die öden Flächen fegt, die kein Waldbestand mehr schützt, bricht erbarmungslos alle die zarten Stengel mit ihren herrlichen gelben und roten Blüten. Ein Bild der Vergänglichkeit ist die liebliche Blume; kaum erblüht, muß sie vergehen. Neben ihr, an den vor Stürmen mehr geschützten Stellen, entsprossen dem Boden in ungeheurer Menge rot- und gelbblühende Orchideen. Auch die heute schon so seltene „stengellose“ Distel (Circium acaule) wächst hier noch und kriecht auf den nadelscharfen Kielen ihrer dornigen Blätter über den Boden. Eingestreut in dieses Dornengewirr, oder unter schützenden Felsblöcken hervorlugend, blüht hie und da in zarter Reinheit die wilde Rose, die



Die Klippenwelt der Karlsinseln.

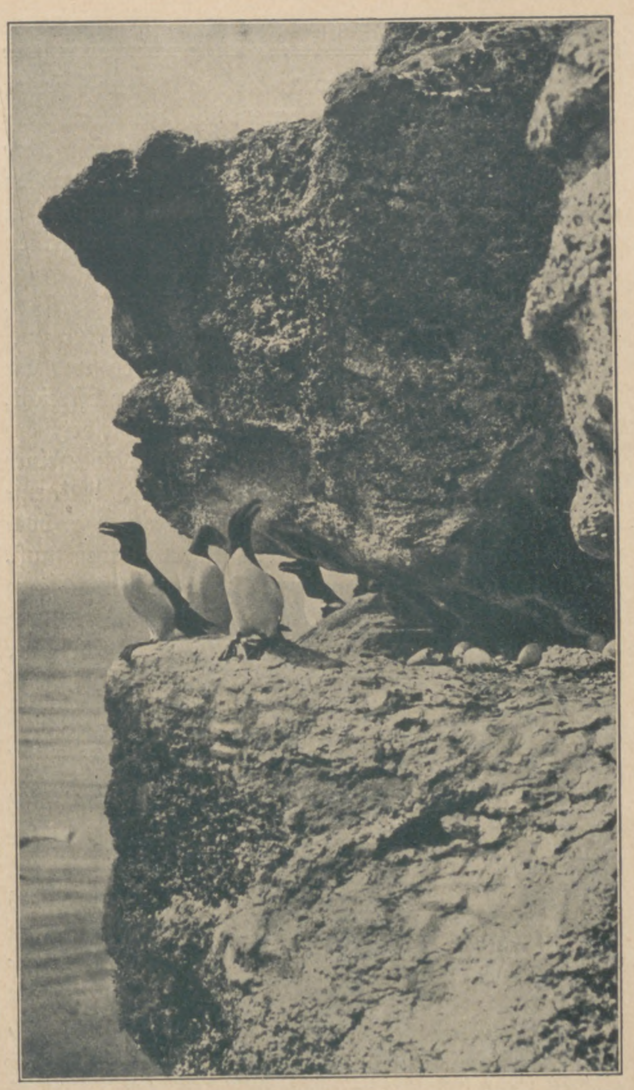
keine Dornen hat. Unter der ärmlichen Inselflora wächst ein Farn (Scolopendrium officinale), der sonst nur noch in dem äußersten Süden Europas gefunden wird. Im steilen Vorgebirg der Westberge gibt es geräumige Grotten, die ihr Entstehen den heißen und kalten Klimaperioden verdanken. Und die Wände dieser Grotten bedecken die großen, zungenförmigen Blätter des im Norden nur hier auftretenden Farnes.

Von der ehedem reichen Fauna der Inseln lebt heute nur noch die graue Natter, die durch Anpassung ihr Kleid in Schwarz verwandelt hat und nun mit den schnellen Bewegungen des Reptils zwischen Felsblöcken am Strand ihren Lebensunterhalt sucht.

Aber was die Natur auf der einen Seite versagt, gewährt sie auf der anderen gern; oft sogar verschwenderisch. Und so hat sie auch den öden Karlsinseln ein Geschenk gegeben, das sie zu einer Sehenswürdigkeit allerersten Ranges machte: die Vögel!

Nein, diese Vögel!

Die grauschwarzen, zum größten Teil kahlen und öden Felsen sind eigentlich ein einziger Vogelberg. Sie sind die Heimstatt ungeheurer Massen von Alken. Diese Vögel, als wohlgedreßte Gentlemen zeremoniell in Schwarz und Weiß gekleidet, hocken hier eng aneinander zu Hunderttausenden auf Vorsprüngen und in Nischen der in die See vorrückenden Felsnasen als stumme Zeugen und Überbleibsel einer Periode, da die Sonne nach der großen Eiszeit noch nicht so freigebig mit ihren Strahlen die nördlichen Länder bedachte wie heute. Ihnen getreulich gesellt finden sich Heringsalke und Ringnasenalke, die ihre auffallend großen Eier in die gleichen Grotten legen, wo an den Wänden der Skolopendriumfarn herabhängt.



Alken mit Nest.

Die großen Heringsmöwen, die sonst überall streng abgeschieden eine jede auf eigenem Riff am alleräußersten Rand der Küste leben und nie die Nachbarschaft der eigenen Sippe dulden, haben hier ihr Einsiedlerleben aufgegeben, sich zu Gesellschaften zusammengeschlossen und erbrüten ihre Eier in Kolonnen am Rand der kleinen Karlsinsel.

Zahllos sind die Vögel, die auf den Karlsinseln brüten, wenn sie auch nur wenigen Arten angehören. Nur zwei Feinde haben sie zu fürchten: die Menschen und die Falken! Der große Jäger, der über die Kontinente streicht, bevor er sich für ein ständiges Heim entscheidet, der Wanderfalke (Falco peregrinus), schwebt stets über seiner Beute. Aber er ist ein Gentlemanräuber. Unbarmherzig in der Verfolgung seiner Beute, raubt er doch nur so viel, als er unbedingt zur Nahrung haben muß. Unähnlich dem Adler, der seine Opfer bei lebendigem Leib kröpft, tötet er sie vorher schnell und sicher durch einen jähen Stoß. Denn wie ein Stein von der Schleuder saust er aus großer Höhe blitzschnell auf sein Opfer, das er unfehlbar mit seinem harten Brustknochen zu treffen weiß. Und bei der enormen Wucht des Anpralls wirkt dieser Stoß tödlich.

Nur ein Vogel fürchtet den Falken nicht, der nie auf die Erde und nie auf das Wasser stößt, sondern sich seine Beute immer aus der Luft holt: die Eiderente. Sie tut es auch nicht! Erde und Wasser sind ihre Heimat. Was also könnte ihr geschehen? — Behäbig, nachdenklich und einsiedlerisch veranlagt, watschelt sie, wenn die Zeit gekommen ist, für Familie zu sorgen, an Land, nachdem der Herr Gemahl die Gattin sich selbst überlassen hat, um anderwärts zu flirten — denn auch unter Enterichen gibt es Schwerenöter —, und sucht sich ein passendes



Die große Heringsmöwe kommt zum Nest.



Der Vogelwart bei einer brütenden Eiderente.

Plätzchen für ihr Nest, im Moos, auf einer Bank trockenen Seegrases oder gar unter den Stufen der

Hütte des Vogelwartes. Die Eiderente ist unsäglich zahm. Still, friedlich und abseits des übrigen Vogelpöbels, der ewig und immer zu schreien und zu zanken hat, muß das ihr zusagende Plätzchen liegen, wo sie ihre Eier ausbrütet. Sobald die Jungen das Ei verlassen haben, watschelt sie, laut jubelnd und gefolgt von ihrer lärmenden Kinderschar, zu ihrem Element, dem Wasser. Lärm gibt es überhaupt genug auf den Inseln. Man hält es kaum für möglich, welch einen Skandal die Hunderttausende und aber Hunderttausende von Vögeln vollführen, besonders wenn man sich den Brutplätzen nähert und sie aufscheucht.

Ein Besuch der Karlsinseln ist hochinteressant und lohnend. Das eigenartige Vogelleben nimmt den Besucher völlig gefangen. Und die Erinnerung an das viele, für kaum glaublich gehaltene hier Erschaute schwindet so leicht nicht mehr. Ehedem — noch vor wenigen Jahren — war der Besuch der Vogelinseln ein Abenteuer. Konnte man doch nur in einem offenen Fischerboot dahin gelangen. Wenn während des Besuchs ein Sturm ausbrach, war man gezwungen, auf den Inseln zu verharren, bis besseres Wetter eintrat. Heute ist das bequemer geworden. Während des Sommers besteht ein gut eingerichteter Dampferdienst nach dem Vogelparadies. Während des Winters kommt es aber nicht selten vor, daß die Leuchtturmwärter auf der großen Insel einen vollen Monat von der Welt abgeschnitten sind.

Tauschrätsel

Die Stadt im fernen Osten,
durch ihre Quellen weit bekannt,
wird, wenn vertauscht die Silben,
zum vielumstrittnen Inselland.

Auflösung folgt am Schluß des ersten Bandes im nächsten Jahrgang



Beduinenknabe von mongolischem Typus. Der Haarschopf bleibt aus religiösen Gründen stehen. Scherl.

Der höchste Sportplatz und das höchste Observatorium der Welt

Von M. Dreßler / Mit 4 Bildern

In den Berner Hochalpen, auf dem Jungfraujoch, 600 Meter unter der Spitze des Berges, liegt fast 3500 Meter hoch der höchste Sportplatz der Welt. Da die Schneegrenze in den Alpen bei etwa 2700 Metern beginnt, kann am Fuß der Jungfrauspitze, auf dem großen sogenannten „ewigen Schneefeld", jeder Wintersport auch im Hochsommer betrieben werden. Kürzlich ist durch den Gletscher am Jungfraujoch ein Tunnel geschlagen worden, um neues Skigelände auf den Fernern zu erschließen. Mit der Jungfraubahn ist der Sportplatz jederzeit, unabhängig vom Wetter, gefahrlos und bequem zu erreichen. Die Bahn ist kurz vor Kriegsausbruch nach zwölfjährigem mühevollem Bau vollendet worden; aber erst seit vor drei Jahren das Berggasthaus erbaut wurde, wird sie mehr als früher benutzt, und sie verdient es auch wie kaum eine andere Bergbahn, denn sie erschließt eine der herrlichsten Hochgebirgswelten.

Dem wissenschaftlichen Fortschritt dient die auf dem Jungfraujoch eingerichtete Wetterwarte und Höhenforschungsstation. Da in dieser Höhe die Atmosphäre nicht so dicht ist wie unmittelbar über der Erde, können die allen Beschwerden der Eisregion trotzenden Männer der Wissenschaft Gestirne beobachten mit Riesenteleskopen oder den nächtlichen Wolkenzug mit Scheinwerfern verfolgen und so zur Förderung des internationalen

Wetterdienstes beitragen. Statt des auch im Sommer vereisten Holzturmes, den unsere erste Abbildung zeigt, soll eine aus Steinen gefügte Wetterwarte mit einer großen Kuppel zu Beobachtungszwecken samt Wohnhaus am Abhang der Sphinx, in 3460 Meter Höhe, erbaut werden. Sie soll neben dem Berggasthaus auf einem Grathöcker im Felsen verankert und mit besonderen Schutzvorrichtungen gegen Lawinenstürze versehen werden. Nach jahrelangen mühevollen Beobachtungen haben in jüngster Zeit auf dem Jungfraujoch der Berliner Physiker Dr. Kolhörster und der Schweizer Dr. von Salis, der Enkel des während des Bahnbaues verstorbenen Gründers der Bahn, des Züricher Industriellen Guyer-Zeller, die Einsicht in die Bedeutung gewisser „Höhenstrahlen" bedeutend gefördert. In diesen Höhen, wo Ausstrahlungen der Erde für die Beobachtungen nicht mehr so störend sind, werden noch manche Geheimnisse des Weltalls entschleiert werden. All diese Forschungen wären nicht möglich ohne die Jungfraubahn, die uns außerdem in die Wunderwelt des Hochgebirges führt.

Wenn man nach der Ankunft aus dem Bahntunnel und dem Bahnhof auf die Terrasse des anstoßenden, bequem ausgestatteten Gasthauses hinaustritt, so steht man fast geblendet von der Sonne und dem weißen Feld des größten Gletschers Europas, des 24 Kilometer langen Aletschgletschers, der wie geschaffen für Skiläufer und Wanderer ist. Geht man aus dem Gasthaus hinaus und das schmale, aber gefahrlose Jungfraujoch hinauf zum Firn, der Jungfrauspitze entgegen, und zum Sportgelände, so erblickt man sie ergriffen in ihrer weißschimmernden hehren Einsamkeit. Einmal im Jahre, im Juli, finden sich da oben alle am Bahnbau beschäftigten Män-



Das Observatorium auf der Jungfrau.

ner zu einem feierlichen Berggottesdienst zusammen. Im Reiche des ewigen Schnees und Eises, des jähen Wechsels

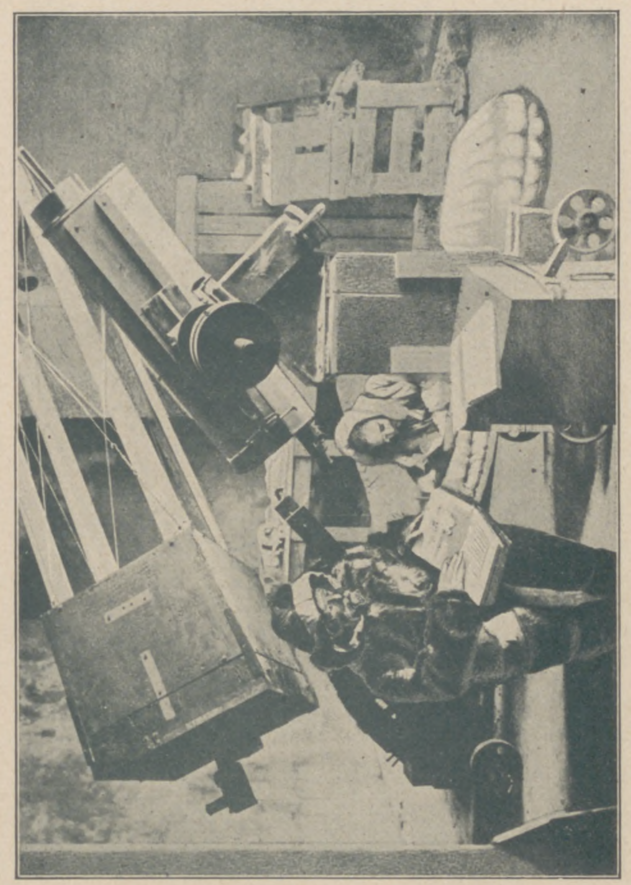
von Sonnenschein und Schneegestöber gedenken sie der Todesopfer, die beim Bau ihr Leben verloren.

Die Bahn sollte in einer Station Jungfrau in einer Höhe von 4093 Meter enden, also nur 73 Meter von der Spitze der Jungfrau entfernt, ein elektrischer Aufzug sodann bis zu dieser Stelle führen. Bis jetzt ist dieser Plan jedoch nicht verwirklicht worden.

Die Jungfraubahn ist nur zehn Kilometer lang, aber über eine Stunde vergeht, bis diese Strecke überwunden ist, denn die elektrische Zahnradbahn steigt fast 1400 Meter an. Auf der Kleinen Scheidegg beginnt sie, wohin vom schöngelegenen Interlaken die Wengernalpbahn durch grüne Matten und Wälder führt. Nach einer kurzen offenen Strecke mit herrlichster Aussicht auf die gewaltigen Eisriesen fährt die Jungfraubahn immer im Tunnel, von der Station Eigergletscher ab. Da beginnt die Schneegrenze, das Reich des ewigen Schnees, in dem eine offene Bahnlinie unmöglich ist. Langsam fährt man durch das Tunnel; es geht steil hinan im Felsmassiv des Eiger. Nach fast einer halben Stunde ist man zwei Kilometer weiter gelangt und 340 Meter höher. Nun gibt es fünf Minuten Aufenthalt auf der Station Eigerwand. Man steigt aus und genießt die Aussicht an dieser Stelle. Das „Bahnhofgebäude" ist anders als sonstwo. Nichts ist gemauert; die Räume sind in den Felsen gehauen und durch stehengebliebene, zehn Meter starke Felssäulen voneinander getrennt. Sie führen zu den gleichfalls aus dem Felsen gehauenen Riesenfenstern in der gewaltigen, schroffen Eigerwand. Überwältigt schaut man an ihr hinab in die Tiefe, ins grüne Tal von Grindelwald mit den kaum erkennbaren Häusern, und dann hinüber auf den Gletscher und die Berggipfel.

Von nun ab wendet sich der Tunnel in einer Kurve

nach der Südseite des Eiger, und nach fast halbstündiger angestrengter Fahrt gelangt man 1,3 Kilometer weiter



Observatorium auf der Jungfrau.

und 300 Meter höher zur Station Eismeer. Wieder sind wir bei einer Felsenstation angekommen, die noch einen



Ausblick von der Terrasse des Bahnhofes.

gewaltigeren Anblick bietet: nur Schnee und Eis sieht man in dem Kessel zwischen den nur teilweise eisfreien

Berggipfeln. Dieses Eismeer, vom Sonnenlicht beschienen, blendet die Augen. Staunend und ergriffen betrachtet



Die Jungfraubahn.

man die gleißenden Gipfel der Fiescherhörner, der Schreckhörner, des Finsteraarhorns. Die tiefspaltigen Gletscher

wirken herrlich und märchenhaft in ihrem tiefen, reinen Blau.

Nun geht es in einem anderen Zug weiter, der uns ohne Zahnradführung mit 18 Kilometer Geschwindigkeit in gerader Strecke bei nur 6,6 Prozent Steigung vorwärts und aufwärts bringt. Dann fahren wir im Mönch entlang bis ans Jungfraujoch.

Eine kürzere, direkte Verbindung, ohne das schwierige Stück zwischen Eigerwand und Eismeer, zu schaffen, war unmöglich, da der Nordhang des Mönches mit seinen Gletschern und Lawinen nicht zuließ, beim Bau Seitenstollen für den Steinauswurf herauszuschlagen. Nach der empfindlichen Kälte im düsteren Tunnel begrüßen wir die strahlende Sonne auf dem weißen Schnee. Vorübergehend beklemmt uns anfangs die dünnere Luft auf dieser Höhe. Wir sind auf der höchsten Station und dem höchsten Sportplatz der Welt angelangt: im Reich der Jungfrau.

Dreisilbige Scharade

Vor der ersten sucht man sich zu schützen,
schwere Krankheit hat sie oft gebracht;
aber freudig wird man sie benützen,
wenn man Reisen in die Ferne macht.

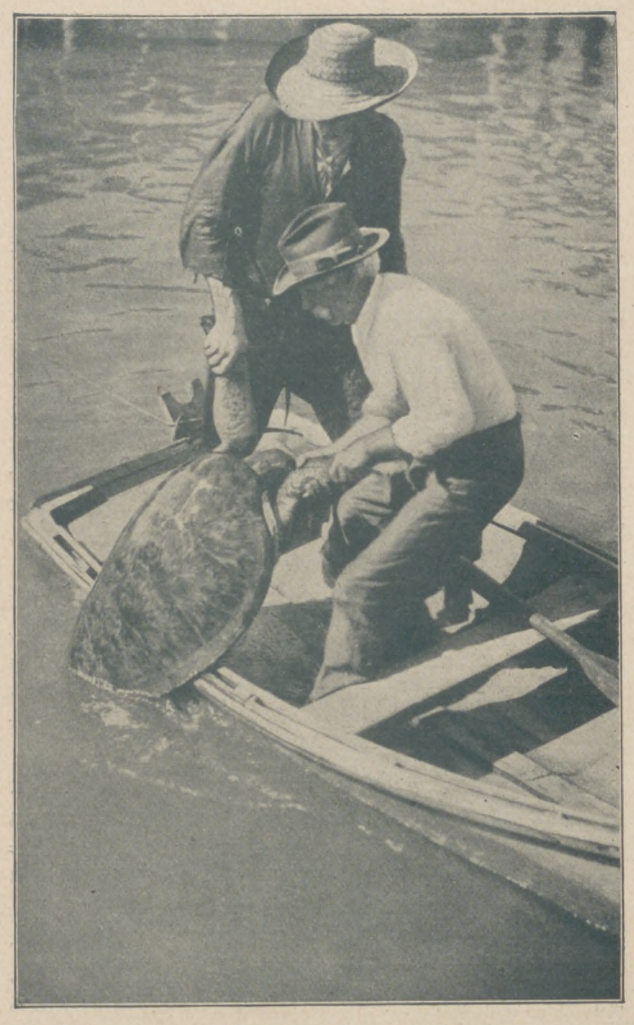
Auch die letzten, welche Frauen schmücken,
bringen Menschenleben in Gefahr;
stolze Männer wird es hoch beglücken,
wenn geehrt sie stehn an diesem Paar.

Unsres Reiches Süden zeigt das Ganze.
Ist die Luft von trübem Dunste rein,
grüßt sein Haupt, bestrahlt vom Sonnenglanze,
weit ins schöne Bayernland hinein.

Rätsel

Ich bin gefährlicher als manche Waffe,
du sollst dich hüten, wenn ich böse bin, vor mir,
der Wage stets Gerechtigkeit ich schaffe,
du hast mich selbst, bin auch ein Leckerbissen dir.

Auflösungen folgen am Schluß des ersten Bandes im nächsten Jahrgang



Der alte Fischer Graham Lowe fängt an der Küste Floridas drei Zentner schwere Riesenschildkröten mit den Händen. (Scherl)

Im neuen Heiligen Lande

Von Victor Ottmann / Mit 11 Bildern

Vor dem Krieg war eine Palästinafahrt recht umständlich. Die spärlichen Schiffsverbindungen mit der syrischen Küste ließen ebenso viel zu wünschen übrig wie die Landungsverhältnisse in Jaffa und Haifa. War man dort angelangt, so kam es nicht selten vor, daß man wie Moses das Gelobte Land wohl von ferne sah, es aber nicht betreten konnte; denn bei bewegter See mußten die Schiffe auf den offenen, jedem schlechten Wetter schutzlos preisgegebenen Reeden von Jaffa und Haifa oft viele Tage warten, bis das Ausbooten der Passagiere gelang. Stand man endlich auf dem Boden des Heiligen Landes, so begannen neue Schwierigkeiten. Paß- und Zollschikanen, rückständige Verkehrsverhältnisse, elende Straßen, mangelhaftes Unterkunftswesen, Unsicherheit und ständiger Ärger mit Dragomanen, alles kam zusammen, um das Reisen im Heiligen Lande wenig erfreulich zu gestalten.

Seit dem Kriege ist das anders geworden, denn im Lande hat sich alles von Grund auf verändert. Nachdem Palästina für die Türkei verlorenging, steht es nach Angabe der diplomatischen Akten unter dem Schutz des Völkerbundes und englischer Vormundschaft. In Wahrheit ist Palästina ein Glacis für die Verteidigung des Suezkanals, den England heute ausschließlich als seinen Kanal betrachtet. Am Jordan darf nur geschehen, was England wünscht oder duldet. Die Umgestaltung der politischen und wirtschaftlichen Lage brachte Palästina



Arbeiter beim Löschen von Langholz im Hafen von Jaffa. Die Schiffe müssen weit draußen auf der offenen, seichten Reede vor Anker gehen. Waren und Reisende werden auf Booten an Land gebracht.

Europa so nahe, daß der Besuch des Landes kaum größere Umstände verursacht als eine Reise nach Ägypten. Man erreicht Palästina am besten über Ägypten, nachdem eine während des Krieges zu militärischen Zwecken angelegte und weiter ausgebaute Eisenbahn die rasche und bequeme Verbindung zwischen dem Suezkanal und Jerusalem ermöglicht. Auch das Straßennetz ist vorzüglich ausgebaut worden und das Unterkunftswesen verbesserte sich gleichfalls.

An einem heiteren Vorfrühlingstag fuhren wir mit dem Schnellzug aus der Hauptstadt Ägyptens durch das Nildelta nach dem Suezkanal. Noch lange sahen wir während der Fahrt die bläulichen Dreiecke der großen Pyramiden und die Gebetstürme der Zitadelle von Kairo. Dann eilte der Zug durch die eintönige und doch so reizvolle Landschaft des Deltas mit seinen grünen Saaten, seiner fetten, schwarzen Erde an zahllosen kleinen Kanälen, den alten Schöpfbrunnen, grauen, wie zusammengeschossen aussehenden Dörfern und weißleuchtenden Moscheen, seinen Bauern hinter dem Pflug, den Frauen in altbiblischer Schlichtheit, seinen Kamelen, Eseln, Rindern und Wasserbüffeln. Dann war das Kulturland verschwunden. Die Wüste umgab uns. Durch Türen- und Fensterritzen drang der mehlfeine Staub in die Wagen. Bei Ismailia erreichten wir den Suezkanal und fuhren unmittelbar neben ihm auf gerader Strecke bis El-Kantara, wo die Palästinabahn beginnt.

El-Kantara heißt „die Brücke". Hier ist die Völkerbrücke zwischen Asien und Afrika, der uralte Karawanenpaß von Ägypten nach Arabien und Syrien. Jetzt trennt der Suezkanal die beiden Welten. Auf einer Fähre setzten wir zum asiatischen Ufer hinüber, zum primitiven Bahnhof der neuen Eisenbahn. Um Mitternacht ging der mit Schlaf-



Straßenbild aus Jaffa, dem Hafenplatz von Jerusalem.



Die Klagemauer der Juden in Jerusalem, ein Teil der alten Befestigungswerke des großen Tempels, an dem die Israeliten den Untergang des alten Jerusalem beklagen.

wagen versehene Zug nach Jerusalem ab. Er eilt durch die stille Arabische Wüste, und noch am Morgen, nicht weit von Gaza, dem ersten größeren Ort Palästinas, sah

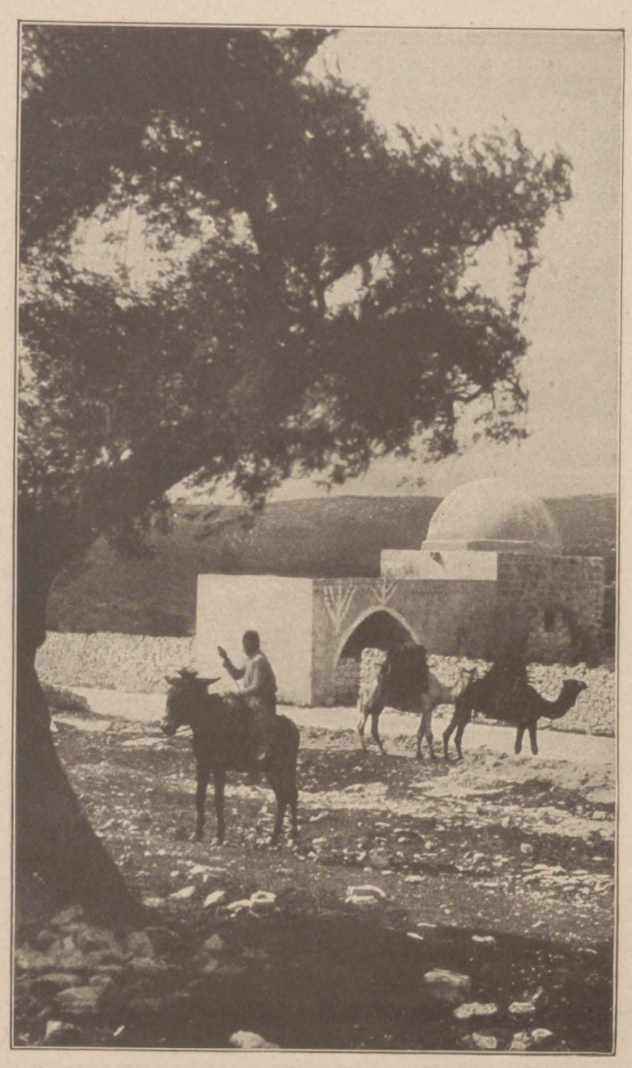


Jüdische Bettler an der Klagemauer in Jerusalem.

man nichts als Sanddünen und öde Steppe. Dann kamen wir allmählich in angebaute Gebiete, das biblische „Land der Philister", sahen Äcker und Obstpflanzungen und Bauersleute in bunter syrischer Tracht. Die ersten Eindrücke von Palästina sind dürftig. Auch später, im Gebirge, zwischen der Küste und Jerusalem, wirkte die Natur karg. Ärmlich aussehende Menschen legten die Frage nahe, ob das wirklich das Land der Verheißung sei, das Land, in dem einst Milch und Honig flossen.

Auch Jerusalem wirkt auf den, der mit zu hoch gestimmten Erwartungen ankommt, zunächst ernüchternd. Die Gedächtnisstätten der christlichen Kirche verletzen durch die oft panoptikumartige Herrichtung und Zurschaustellung der „Sehenswürdigkeiten" den geistig vertieften Christen und erregen widerspruchsvolle Empfindungen in ihm. Der Architektur Jerusalems und dem Straßenleben fehlt jeder ausgeprägte Charakter. Vom Alten ist das meiste klein und unansehnlich, halb verschüttet unter späteren Kulturschichten, und am Neuen stört die Vermischung aller erdenklichen Stile. Auch die nicht minder zusammengewürfelte, im allgemeinen nicht besonders sympathische Bevölkerung, in der es an allen Ecken und Enden von altem Hader und Haß zu glimmen scheint, bietet keine großen Reize. Wenn man dann auf dem Ölberg steht, vor sich die hellschimmernde Masse der ewigen Stadt, von der sich einst so viel Licht und Wärme über die Welt ergoß, vergißt man die Disharmonien in ihren Mauern und erliegt dem Zauber der Örtlichkeit.

Die geschichtlich und künstlerisch bedeutungsvollste Stätte Jerusalems ist der Haram, der Platz, wo einst der Salomonische Tempel stand. Von den umfangreichen Anlagen sind die mächtigen Grundmauern noch vorhanden, und ein Teil von ihnen bildet die berühmte „Klagemauer"



Das nördlich von Bethlehem gelegene Grab der Rahel.

der Juden. Inmitten des Harams erhebt sich eines der schönsten altarabischen Gotteshäuser des Islams, der wundervoll leichte, farbige Felsendom, fälschlich Omar-Moschee genannt. Er birgt die Felsplatte, von der sich, nach der Legende, Mohammed auf einem Flügelroß zum Himmel erhob. Unter den anderen Bauten des Harams fällt das angebliche Haus des Pilatus auf; hier begann nach seiner Verurteilung der Schmerzensweg Christi, der nach Zurücklegung der verschiedenen „Stationen" im Mittelpunkt der Stadt, in der Grabeskirche, endete. Aber in der Grabeskirche und ihrem labyrinthischen Innern, an der Stätte von Golgatha und in der Geburtskirche des benachbarten Städtchens Bethlehem will sich keine ungetrübte Stimmung bilden; denn zu störend weicht die Wirklichkeit mit ihren unerfreulichen Nebenerscheinungen von den Vorstellungen ab, die wir von diesen Stätten seit den Tagen unserer Kindheit im Herzen tragen. Reiner sind die Eindrücke an den im Freien gelegenen biblischen Stätten, beispielsweise im Garten Gethsemane mit den uralten Ölbäumen.

Verschiedene gute Landstraßen, auf denen lebhafter Automobilverkehr herrscht, führen von Jerusalem nach den wichtigsten Punkten Palästinas. Von den näheren Zielen fesselt am meisten das noch immer in gespenstiger Einsamkeit liegende Tote Meer. Es geht dorthin ständig bergab, denn da Jerusalem achthundert Meter über, das Jordantal am Toten Meer aber vierhundert Meter unter dem Mittelmeerspiegel liegt, gibt es auf zwölf Kilometer Entfernung zwölfhundert Meter Gefäll. Schon von weitem sehen wir die gelblichgraue Ebene unten im Sonnenlicht leuchten und dahinter in verdämmernder Bläue die hohe Gebirgskette von Transjordanien. In biblischer Zeit war El-Ghor, das südliche Jordantal, als



Frauen aus Bethlehem in alter Tracht beim Kaffeetrinken. Eine der Frauen raucht eine Wasserpfeife, Nargileh genannt.

die fruchtbarste Gegend Judäas bekannt. Am Nordende des Toten Meeres gelegen, in dessen bitter=salzigen,

Brechreiz erregenden Gewässern sich der Jordan verliert, ist es heute eine von Erosionsschluchten und klaffenden Erdspalten durchsetzte Wüste. Da und dort bedecken glitzernde Salzkrusten den Boden; aus der Öde ragt das von Gärten umsäumte Jericho wie eine grüne Insel hervor. Aber trotz Süßwassermangel und ungeachtet der



Der uralte Ölbaum im Garten Gethsemane, unter dem nach der Überlieferung Christus einst seine letzte Nacht im Gebet verbracht hat.

den größten Teil des Jahres hindurch herrschenden Backofenhitze wird wahrscheinlich auch diese verlassene und gemiedene Gegend bald einmal zu neuem Leben erwachen, denn die Ufer des Toten Meeres sind reich an Kupfer, Schwefel und Phosphaten; man hofft sogar auf ergiebige Ausbeute an Steinkohlen und Petroleum.

Die Hauptroute der Palästinafahrer ist jene Straße, die von Jerusalem immer ziemlich parallel zum Jordan über das ganze Hochland hinweg durch die biblischen



Beduinenführer.

Landschaften Judäa, Samaria, Galiläa nach Nazareth und zum See Genezareth führt. Auch auf dieser Strecke

wird der vorherrschende Eindruck durch den Ernst des Landschaftsbildes und die Kargheit des wasserarmen Bodens bestimmt. Überall ist die Bevölkerung in den höheren Lagen hauptsächlich auf die Regenzisternen angewiesen; überall müht man sich, das vom Himmel fallende Naß, das aber im Sommer und Herbst fast gänzlich ausbleibt, aufzufangen und als kostbaren Schatz zu bewahren. Die spärlichen Dörfer haben sich in ihrem Aussehen der steinigen, vegetationsarmen Umgebung dermaßen angepaßt, daß sich von weitem oft kaum unterscheiden läßt, ob man eine Häufung von Felsblöcken oder von grauen Kalksteinhütten vor sich hat. Aber es fehlt in den Tälern auch nicht an manchem heiteren Idyll. Von üppigen Obstgärten umrahmt liegt die Stadt Nablus da, das alte Sichem. Dann kommt die vom sagenumwobenen Berge Tabor beschirmte Ebene Jesreel, deren einst blutgedüngter Boden jetzt von Kolonisten in fruchtbares Ackerland verwandelt wird, und bald auch Nazareth, die anmutigste und angenehmste Stadt Palästinas. Dort kommt man an der Straße an dem uralten Marienbrunnen vorüber, aus dem der Überlieferung nach Jesu Mutter das Wasser schöpfte, und wo auch heute noch, ganz wie vor zweitausend Jahren, die Frauen und Mädchen die tönernen Krüge füllen. Den Glanzpunkt der Tour bildet der prächtige blaue See Genezareth mit dem alten Judenstädtchen Tiberias und dem weiten Blick nach Syrien hinein bis zum fernen, im Frühling noch mit Schnee bedeckten Antilibanon.

Nicht in dem größtenteils dürftigen, rauhen Hochland des Innern, sondern auf dem fruchtbaren Küstenstreif, der sich von Haifa durch das alte Land Kanaan nach Jaffa und weiter bis Gaza erstreckt, sind Palästinas beste produktive Kräfte zu suchen. Haifa, zu Füßen des



El-Ghor, die Wüste am Nordufer des Toten Meeres. Das Auto des Verfassers auf schwierigen Wegen.

zum Meer abfallenden Berges Karmel gelegen, hat seit dem Krieg einen kräftigen Aufschwung genommen und ist jetzt mit etwa tausend Einwohnern einer der rührigsten Handelsplätze der Levante; auch die Buntheit der Bevölkerung trägt dazu bei, den Eindruck einer levantinischen Stadt hervorzurufen. Man will in Haifa an Stelle der unsicheren offenen Reede einen modern eingerichteten Hafen schaffen, den die Küste dringend braucht; leider fehlt es auch hier, wie überall im Land, an flüssigen Mitteln. Denn das fremde Unternehmertum, auf das besonders die zionistischen Kolonisationspläne anfangs anregend gewirkt hatten, verhält sich nach gewissen Erfahrungen zurückhaltend und zeigt in Anbetracht der undurchsichtigen Verhältnisse keine Lust, sich in gewagte Geschäfte einzulassen. Ein wertvolles Bevölkerungselement von Haifa ist die 1868 von den württembergischen Templern gegründete, einen eigenen Vorort bildende Deutsche Kolonie, die hauptsächlich Ackerbau und Viehzucht betreibt. Die sauberen Häuschen und hübschen Gärten der fleißigen Siedler machen den angenehmsten Eindruck. Ähnliche deutsche Kolonien von Templern und anderen Genossenschaften befinden sich bei Jerusalem, bei Jaffa, in Sarona und anderen Orten.

Die über das ganze Flachland verbreiteten Zionisten, meist Einwanderer aus dem europäischen Osten, haben mit reichen Mitteln, die ihnen in den ersten Nachkriegsjahren aus aller Welt zuströmten, vor den Toren von Jaffa eine neue Stadt, Tel Awiew, über Nacht aus dem Boden gezaubert, eine große Stadt mit breiten Straßen, mit den modernsten technischen Einrichtungen und gut geleiteten Bildungsanstalten. Tel Awiew, das heißt „Hügel des Frühlings", ist eine ausgesprochen jüdische Stadt, in der es, obwohl man alle Sprachen der Welt



Straße in Tiberias.

zu hören bekommt, nur hebräische Straßentafeln, Aufschriften und Bekanntmachungen gibt. Über dieser neuen Gründung ist Jaffa, das alte, einst heiß umstrittene Joppe der Kreuzfahrer, ein wenig in Nachteil geraten. Auch hier müßte an Stelle der offenen, von Sandbänken und Riffen durchsetzten Reede ein brauchbarer Hafen geschaffen werden; die Bedeutung Jaffas als Jerusalems nächstgelegener Küstenplatz würde dadurch entschieden gewinnen. Die etwa vierzigtausend Einwohner zählende Stadt wirkt malerischer und eigenartiger als das nüchterne Haifa. Von den Baudenkmälern der großen Vergangenheit ist allerdings wenig übriggeblieben. Das Hinterland Jaffas gehört zu den bestangebauten, ertragreichsten Gegenden Palästinas; die Ebene Saron liefert Orangen und andere Früchte von ausgezeichneter Qualität, und der Wein, der aus den Pflanzungen und Kellereien der deutschen Templerkolonie von Sarona hervorgeht, ist den besseren Weinsorten Italiens ebenbürtig.

Das heutige, im Norden von dem durch den Weltkrieg französisch gewordenen Syrien, im Osten von dem arabischen Transjordanien begrenzte Palästina ist zwar ein kleines, aber politisch und wirtschaftlich wichtiges Land, dessen Bodenschätze infolge des allgemeinen Mangels an Vertrauen zur Beständigkeit der Verhältnisse und des dadurch bedingten Mangels an Kapital und Unternehmungslust noch lange nicht genug ausgenutzt werden. Wohl verdienen die seit dem Kriege gemachten Fortschritte alle Anerkennung, aber dem überschwenglichen Optimismus, der hierzulande in den ersten Nachkriegsjahren herrschte und eine Menge großartiger Projekte hervorrief, ist inzwischen eine starke Ernüchterung gefolgt. Nicht zuletzt ist an den Schwierigkeiten, die von



Der Marienbrunnen in Nazareth.

den Ansiedlern und Unternehmern zu überwinden sind, auch das bunte Rassengemisch schuld, von Eingeborenen und Eingewanderten, die sich zum Teil mit äußerstem Mißtrauen, ja sogar unverhohlen feindlich gegenüberstehen. Die Bevölkerung beläuft sich auf 840 000 Seelen; davon sind dem religiösen Bekenntnis nach 635 000 Mohammedaner, 128 000 Juden und 77 000 Christen. Der englische Oberkommissar ist zugleich Oberbefehlshaber der 5000 Mann starken Militärtruppe sowie oberster Verwaltungsbeamter und Präsident des aus drei Beamten gebildeten Ausführenden Rates. Diesem Rat steht ein Gesetzgebender Rat von zweiundzwanzig Mitgliedern zur Seite: zehn Beamten und zwölf von der Bevölkerung gewählten Abgeordneten. Unter den Abgeordneten müssen sich mindestens je zwei Juden und Christen befinden. Amts- und Gerichtssprache ist Englisch, Arabisch und Hebräisch. Aus alledem geht hervor, wie irrig die im Ausland verbreitete Meinung ist, das heutige Palästina sei ein jüdischer Nationalstaat. Den hatte man während des Krieges den Zionisten allerdings aus wohlerwogenen politischen Gründen bestimmt in Aussicht gestellt, aber als dann die Alliierten ihre Kriegsziele erreicht hatten, kam es anders. Nach wie vor sind die Mohammedaner in Palästina den Juden und Christen zusammen um mehr als das Dreifache überlegen, und die zionistischen Ansiedler genießen in diesem paritätischen Staatswesen keine weiteren Rechte als die anderen Bestandteile der Bevölkerung.

Rätsel

Ich bin ein Nichts auf dieser Welt,
werd' ich zur linken Hand gestellt;
doch umgekehrt zur rechten Hand
verändert sich sofort mein Stand.

Auflösung folgt am Schluß des ersten Bandes im nächsten Jahrgang



In China dient zur genauen Bestimmung kultischer Handlungen eine Sonnenuhr auf der Tempelterrasse. Scherl.

Jagd auf Tiger

Indische Erinnerungen von Alb. G. Krueger / Mit 7 Bildern

Der in Indien lebende Europäer würde ohne Sport und Jagd bald dem entnervenden Klima, der Eintönigkeit seines Berufes und den zahllosen geistigen Entbehrungen erliegen, apathisch werden oder sich dem Trunk, dem Spiel und anderen zerrüttenden Lastern ergeben. Sport und Jagd sind in Indien die einzigen Mittel, um die abgestumpften Sinne aufzufrischen, das gestörte seelische Gleichgewicht wieder zu festigen. Deshalb findet man selten einen Europäer, der nicht eine der reichen Möglichkeiten benützt, welche dort die Jagd bietet. Nicht nur viele in Indien lebende Europäer sind der Jagd leidenschaftlich ergeben, sondern auch Sportsleute aus aller Welt kommen Jahr für Jahr nach Indien, um in den Dschungeln und auf den Steppen Büffel, Wildschweine, Bären, Leoparden, Panther, Elefanten und Tiger zu jagen.

Dem Tiger wird auf verschiedene Art nachgestellt, die den jeweils bestehenden Verhältnissen der betreffenden Gegend angepaßt ist. In den bengalischen Steppen, in denen das übermannshohe Gras das Vorwärtskommen fast unmöglich macht, treibt man den Tiger mit Elefanten und schießt ihn von der Haudah aus, einem korb- oder baldachinartigen Aufbau, den der Elefant auf dem Rücken trägt. Aber auch in anderen Gegenden ist diese Art der Jagd üblich.

Man darf nun aber nicht etwa glauben, daß die Tigerjagd mit Elefanten ein ungefährliches „Vergnügen“ ist

und daß man in einer Haudah so sicher wie in „Abrahams Schoß" sitzt, nichts zu tun hat, als auf den zugetriebenen Tiger zu schießen. So simpel und harmlos ist diese Jagd denn doch nicht! Gewiß kann man die Jagd mit Ele-



Vorrücken der Jagdelefanten in den Dschungeln.

fanten, was Gefährlichkeit angeht, nicht mit anderen Jagdarten vergleichen, bei denen der Jäger dem Tiger zu Fuß gegenübertritt, aber bei einer richtig betriebenen Tigerjagd mit Elefanten werden doch überaus ernsthafte Anforderungen an den Jäger gestellt. Und häufig genug gibt es unerwartete Überraschungen, die höchste Geistesgegenwart und sicherste Kaltblütigkeit fordern.

Die Vorbereitungen zu dieser Jagd setzen nicht geringe weidmännische Erfahrungen voraus. Der Jäger oder seine Leute müssen das Revier, in dem gejagt werden soll, genau kennen, die Natur des Tigers muß ihnen vertraut sein. Auf das Verständnis der Treiber kommt es viel an; durch frühzeitiges Lärmen und Vorgehen können sie nicht nur alles verderben, sondern auch Gefahren heraufbeschwören, die in ihren Folgen gar nicht zu übersehen sind.

Dann die Elefanten! Eigentlich ist es sonderbar, daß sich ein friedliches und in gewissem Sinn sogar ängstliches Tier zu solch einer höchst gefährlichen Arbeit erziehen läßt. Aber es ist möglich, und die Jagdelefanten bewähren sich mit seltenen Ausnahmen außerordentlich. In den meisten Fällen benutzt man weibliche Elefanten zur Jagd, weil sie leichter zu beschaffen sind. Erfahrene Jäger bevorzugen männliche Elefanten, weil sie kräftiger sind und mehr Bravour zeigen. Die männlichen Elefanten müssen jedoch besonders sorgsam abgerichtet werden, sonst kann es leicht geschehen, daß ein draufgängerisches Tier — und das sind die Bullen meist — auf seine Art an der Jagd teilnimmt und den Tiger, sobald es ihn erblickt, auch sofort annimmt. Dadurch gerät dann der Jäger auf dem Rücken des Elefanten in eine äußerst schwierige Lage, da er durch die heftigen Bewegungen eines temperamentvollen Elefanten leicht aus dem Sattel, ja sogar aus der Haudah geschleudert werden kann. Einen solchen Fall, der um ein Haar traurig geendet hätte, habe ich einmal erlebt.

Ein kleiner Dienst, den ich gelegentlich meiner Vermessungsarbeiten in Indien der Begum von Bhopal leisten durfte, verschaffte mir neben anderen Gunstbezeigungen auch die Einladung zu einer Tigerjagd mit Elefanten, an der sich ebenso einige englische Offiziere be-



Aus dem Dschungel brechender Tiger.

teiligten. Solche Jagden werden von indischen Fürsten immer mit einem großen Aufwand von Feierlichkeit und Pracht in Szene gesetzt. Was Wunder, wenn die Begum, eine reiche Fürstin, darein ihren Ehrgeiz setzte. Etwa vierzehnhundert Treiber waren aufgeboten, die unter der Leitung geschulter Schikaris durch eine weitgezogene Kette ein tierreiches Dschungelgebiet abschlossen und die Tiger durch gewaltigen Lärm und blinde Schüsse auf eine freie Ebene zutrieben, die von den Jägern auf ihren Elefanten abgesperrt wurde. Die Jagdgesellschaft benutzte vierunddreißig Reitelefanten, auf denen die Jäger, teils in Haudahs, teils auf gewöhnlichen Jagdsätteln saßen. Die Begum thronte auf ihrem von Gold, Silber und Juwelen blitzenden Staatselefanten, einem gewaltigen Bullen, in einer prächtig verzierten Haudah. Neben ihr befand sich der Leibschikari. Die glänzende Kavalkade ausgesucht schöner Jagdelefanten mit ihren Jägern, Schikaris und Mahouts war ein Anblick, der jedes Weidmannsherz höher schlagen ließ.

Die gutgeleiteten Treiber arbeiteten vortrefflich. Und es dauerte deshalb auch nicht lange, bis neben anderem aufgescheuchten Wild am Rand des Dschungels bald da, bald dort, geduckt und scheu auch ein Tiger herauskam. Gewaltige Katzen waren darunter. Als sie die Elefantenreihe sahen, stutzten sie und setzten schnell wieder ins Dickicht zurück. Aber der Lärm und die Schüsse der Treiber, das Zischen und Knallen der Raketen, die man nun auch noch abbrannte, trieben sie endlich doch auf die Ebene. Nun krachte Schuß auf Schuß. Neun Tiger wurden zur Strecke gebracht, drei allein durch die Begum, die übrigens vorzüglich schoß. Drei Tiger brachen durch und entkamen. Ich ärgerte mich nicht wenig, weil ich gar nicht zum Schuß gekommen war.



Außer der Reihe vom Tiger angefallen.

Wir glaubten, die Jagd sei aus, weil da und dort schon die Köpfe der Treiber über dem hohen Gras zu sehen

waren, als unerwartet noch ein Tigerpaar erschien. Die „Madam" duckte sich schnell ins hohe Gras und blieb einstweilen unsichtbar. Der Kater stürzte sich — was übrigens selten vorkommt — auf den Elefanten des neben mir auf einem einfachen Jagdsattel reitenden Obersten Furneß. Wie sich hernach herausstellte, hatte den Tiger eine abirrende Rakete angesengt und in äußerste Wut gebracht.

Der Oberst schoß, die Kugel traf aber nicht tödlich, sie verwundete den Tiger nur. Was nun geschah, folgte so blitzschnell aufeinander, daß man kaum mit den Augen folgen konnte: Der Tiger führte einen kräftigen Prankenhieb gegen die eine Vordersäule des Elefanten, eines starken Bullen. Das nahm der aber gewaltig krumm. Ein Hieb mit dem Rüssel, und am Kopf getroffen flog der Tiger ein paar Meter seitwärts. Der erregte Elefant sprang ihm sofort mit einer so jähen seitlichen Wendung nach, daß der Oberst, aus dem Sattel geschleudert, fast unmittelbar neben den Tiger zu liegen kam. Im nächsten Augenblick stand der Elefant über ihm und dem Tiger und hob den Vorderfuß. Das sah verdammt gefährlich aus, und der gellende Schrei des Mahouts war mehr als begreiflich. Ich gab in diesem Augenblick für das Leben des Obersten keinen Cent. Da stampfte der Elefant den ungeheuren Fuß wie eine Ramme nieder und zertrat den Kopf des Tigers, so daß der Oberst über und über mit Blut und Gehirn besudelt ward. Sichtlich befriedigt trat der Elefant einige Schritte zurück, und der Oberst, dem nichts Übles geschehen war, konnte aufstehen.

Ich starrte noch entsetzt auf das grausige Schauspiel, als mich die schrillen Schreie meines Mahouts: „Allah — Allah!" schnell herumfahren ließen. Zugleich sank ich durch das jähe Aufbäumen des Elefanten in die Knie.



Vom Elefanten gerettet.

Das war mein Glück, denn sonst wäre auch ich aus der Haudah geflogen. Glücklicherweise hielt ich die Büchse mit der Rechten ebenso fest umklammert, als ich mich

mit der Linken an den Korbrand klammerte. Was ich nun sah, war grausig. Die „Madam" hatte sich mit der linken Vorderpranke im Oberschenkel des unglücklichen Mahouts verkrallt, die rechte Pranke schlug sie an den Kopf des Elefanten. So hing der Tiger fest und versuchte den wie rasend hin und her zuckenden Elefanten in den Kopf zu beißen, was ihm aber nicht gelang. Bei den tollen Bewegungen des Elefanten war es schwer, sich an der Haudah festzuhalten. Als es nun für eine Sekunde ruhiger ward, riß ich die Büchse hoch und jagte der Bestie aus nächster Nähe eine Kugel in den Schädel; sie glitt langsam zu Boden. Sofort hob der Elefant beide Vordersäulen und stampfte sie zu Brei. Ich hatte die Büchse weggeschleudert und hielt mich mit einer Hand an der Haudah fest; mit der anderen hatte ich den bedenklich schwankenden Mahout im Genick gefaßt, um ihn auf seinem Sitz zu halten. Es stand im höchsten Grade kritisch. Zur Erde konnten wir nicht. Dort hätte uns der rasende Elefant wohl ebenso zertreten wie den Tiger. Fast erlahmte meine Kraft. Da kam Hilfe. Von einer Seite raste die Begum heran, von links ein anderer Jagdgast. Und die beiden Elefanten lehnten sich nun mit aller Kraft gegen den tollen Kameraden, so daß er still werden mußte. Der Mahout und der Schikari der Begum zogen den schon halb toten Mahout auf den Staatselefanten, und ich turnte schnell in die Haudah des anderen hinüber. Dann gab man mein wildgewordenes Tier frei, das nun rasend davonsauste.

Die Jagd wurde abgebrochen, mein Mahout, so gut es ging, verbunden, dann ging es heim. Leider starb der arme Kerl nach fünf Tagen an Blutvergiftung. Die Tigerjagd mit Elefanten ist also doch nicht so harmlos, wie man glaubt.



Ein gefährlicher Augenblick.

Man sucht den Tiger auch vom Hochsitz in einer verdeckten Baumkrone zu erlegen. Wenn die Schikaris den Lieblingsplatz eines Tigers — meist auf einer Lichtung

im Wald mit einem Wassertümpel — gefunden haben, wird ein Köder, eine Ziege oder ein Zebukalb, dort festgemacht. Der Jäger setzt sich auf seinem „Thron" an. Diese Jagd fordert große Geduld vom Schützen. Stundenlang hockt er oben im unbequemen Sitz, auf den Tiger wartend. Entweder ist der Tiger schon durch das Herrichten der Kanzel „vergrämt", oder er hat Wind vom Jäger bekommen, vielleicht ihn auch eräugt, vielleicht auch knarrte etwa die „Kanzel" im letzten Augenblick — kurz, ich habe nicht oft gehört, daß ein Tiger vom Hochsitz aus erlegt wurde. Aber es gibt auch bei dieser Jagd Glück.

Mehr eigenartig als weidmännisch ist die Jagd auf Tiger mit Netzen und Speer, wie sie von den Eingeborenen in Mysore geübt wird. Selbstverständlich kann man ein weites Gebiet nicht ringsum mit Netzen umziehen. Man benützt deshalb ein aus Bambusstäben und Netzwerk hergestelltes, leicht bewegliches Gatter, das von den eingeborenen Jägern dort aufgestellt wird, wo sie vermuten, daß der durch Treiber eingekreiste Tiger durchbrechen könnte. In dieser Stelle irren sie sich selten, da sie die Gegend und die Gewohnheiten des Tigers genau kennen. Gewöhnlich ist solch ein Gatter zwölf bis zwanzig Meter lang und genau der Örtlichkeit angepaßt. An jedem Ende wird noch ein Flankennetz angebracht, damit das vor dem Gatter stutzende Tier nicht seitwärts ausbrechen kann. Das Netz muß natürlich eine bestimmte Höhe haben, sonst spränge der Tiger darüberweg. Die Jagd mit Netzen und Speeren geht so vor sich: Mit langen Speeren bewaffnete Eingeborene kesseln den Bezirk, in dem der Tiger zu erwarten ist, ringsum ein. Unter ungeheurem Lärm, mit Trommeln, Trompeten und Schlagen auf Metallbecken, rücken nun die Treiber konzen-



Auf dem Hochsitz.

trisch vor und drängen den Tiger langsam gegen das Netz. Wenn er seitlich auszuweichen sucht, wird das Gatter rasch verschoben. Die Jagd zieht sich oft bis in die Nacht

hinein. Dann werden Fackeln angezündet und Raketen abgebrannt, vor denen sich der Tiger, wie alle großen Katzen, heillos ängstigt.

Großen Menschenmassen gegenüber ist der Tiger nicht mutig. Sogar eine kleinere Gruppe von Menschen ist vor ihm sicher, wenn alle nur entschlossen zusammenhalten. So läßt er sich denn endlich immer mehr gegen das Netz treiben, hinter dem er entsetzt wieder eine Reihe Speermänner erblickt. Aufs äußerste in die Enge getrieben, versucht er nun über das Netz zu springen. Aber das ist es, womit seine Verfolger rechneten. Das Netz ist zähe und für den Tiger unzerreißlich. Unrettbar verwickelt er sich in das von allen Seiten auf ihn fallende Netz und wird so abgespeert.

Den echten Großwildjäger werden jedoch alle diese Jagdarten nicht reizen. Er wird es vorziehen, dem Tiger allein und zu Fuß gegenüberzutreten. Solch ein „Duell" mit einem „Herrn des Dschungels" ist immer ein Wagnis und kann zur höchsten Gefahr werden, wenn man es mit einem verwundeten oder in die Enge getriebenen Tiger zu tun hat. Während die unverwundete große Katze sogar vor dem einzelnen Jäger nicht immer standhält — Temperament und Veranlagung sprechen da viel mit, und Tiere derselben Gattung sind im Wesen grundverschieden —, entwickelt sie, angeschossen oder eingekreist, eine geradezu rasende Wildheit und Wut. Unglücksfälle bei der Tigerjagd kommen deshalb auch fast nur beim Aufspüren verwundeter Tiere vor. Was die Nerven — und nicht nur des Neulings — ganz besonders irritiert, ist das furchtbare Gebrüll des in nächster Nähe haltenden, aber durch das Buschwerk verdeckten Tigers, den man nicht sieht. Jede Gefahr wird geringer, sobald man sie richtig erkannt hat. Und so flaut auch die seelische Er-



In höchster Gefahr.

regung sofort ab, wenn man die gewaltige Katze erst einmal sehen kann. Aber gerade diese Gefahr ist ja bei der Tigerjagd das Aufreizende, das den Großwildjäger anzieht und immer wieder in die Wildbahn treibt.

Ein nie gutzumachender, äußerst gefährlicher Fehler ist es, den Tiger im hohen Gras oder im Buschwerk zu stellen, da er immer nur aus Deckung annimmt. Im offenen Gelände ist der Tiger meist zaghaft und sucht sich zunächst zu decken, bevor er angreift. Wer Tiger jagen will, muß alle Gewohnheiten des ziemlich unberechenbaren Tieres genau kennen. Sonst kann es schlimm ausgehen.

In Bengalen kam ich einmal in die Lage, einem Tiger unvermutet gegenüberzustehen.

Mit einem Eingeborenen, der mir als Spürer diente, befand ich mich auf einem längeren Spazierritt. Die Büchse hatte ich mehr gewohnheitsmäßig mitgenommen; ich wollte gar nicht jagen. Am Tag vorher hatte es stark geregnet. Die Luft war wundervoll frisch und rein. Ich freute mich über das frische Grün und hätte stundenlang so forttraben mögen, aber die sinkende Sonne mahnte zur Rückkehr. Eben wollte ich mein Pferd wenden, als der Mann, der hinter mir ritt, mich anrief. Er deutete nach dem Dschungel hin und rief: „Antilopen!“ Von einer Panik befallen raste dort ein Rudel Antilopen in wilden Sprüngen über die Steppe dahin. Wahrscheinlich waren sie von irgend einem Raubtier aufgescheucht worden, denn zuerst hielten die Tiere direkt auf uns zu und bogen erst ab, als sie von uns Wind bekamen. Wir konnten also die Ursache der Flucht nicht sein. Da es auf eine Stunde nicht ankam, beschloß ich, bis an den Rand des Dschungels zu reiten. Vielleicht konnte ich einen Panther oder Leoparden strecken. Der Wind stand gut. Ich überlegte: das Raubtier würde uns nicht so schnell ausmachen können, so daß ich in Schußnähe zu gelangen vermochte.

In der Nähe des Dschungels hielt der Spürer und

spähte angestrengt voraus. Noch schaute ich erstaunt zu ihm hinüber, da beugte er sich hastig zu mir und flüsterte erregt: „Herr, ein Tiger! Er hat eine Antilope geschlagen!"

Wie ein Schlag durchzuckten mich die Worte. Einen Panther oder Leoparden hatte ich wohl erwartet, einen Tiger aber nicht. Nun erwachte die Jagdlust, ja sie raste in mir. Den Tiger mußte ich haben, koste es, was es wolle! Also los!

In großem Bogen, gut unter Wind, ritten wir an die Stelle heran, wo der Tiger lag. Dann sprang ich ab und hieß den Spürer die Pferde halten. Der Tiger lag, gierig fressend, halb über der Antilope. Er sah uns! Als ich absprang, schien es zunächst, als wolle er ausreißen. Er machte einige Sätze dem Dschungel zu, kehrte aber doch schnell zu seinem Opfer zurück, das er offenbar nicht liegen lassen wollte. Dumpf knurrend stand er neben der Antilope, mit dem Schwanz auf und nieder schlagend. Die Entfernung von ihm zu mir mochte etwa fünfzig Schritte sein. Das schien mir zu weit für einen unbedingt sicheren Schuß. Also näher heran! Die Büchse schußfertig im Anschlag, schritt ich langsam auf den Tiger zu, der sich höchst sonderbar benahm. Er schien zwischen Furcht und Trotz zu schwanken. Fauchend und knurrend ließ er mich nicht aus den Augen, wich ein paarmal einige Schritte zurück, um immer wieder vorzuprellen. Merkwürdige Bestie! Aber ich war überzeugt, der Tiger greift nicht an. Man hat das so im Gefühl, das selten täuscht.

Meiner Berechnung nach war ich nun nahe genug; langsam ließ ich mich auf ein Knie nieder, um besser visieren zu können, hielt genau zwischen die Augen und ließ fliegen. Auf den Schuß überschlug sich der Tiger dumpf aufheulend, warf sich zuckend hin und her, dann

war's aus und meine Freude groß. Es war ein selten starkes Weibchen, das ich heimnehmen durfte.

Tiger gibt es in Indien, Java und Sumatra noch „wie Sand am Meer". Wenn auch die ganze Tierwelt schließlich der Kultur weichen muß, so hat das beim Tiger doch noch gute Wege. In den unzugänglichen Dschungeln Indiens, Javas und Sumatras ist ihm so leicht nicht beizukommen. Und wenn der letzte Löwe Afrikas längst zum Märchen geworden sein wird, dürften die Tiger sich noch lange ihres Lebens freuen.

Silbenrätsel

Droben stand ich auf dem ganzen Worte,
blickte eins zwei in die Flut des Rheins,
dann nach Westen zu dem Land des Feinds,
den es lüstet nach dem teuren Horte,
und ich rief, so laut ich konnte: Eins!
Mächtig rauschten da die alten Bäume,
gleich als spräch' es nach das letzte Paar.
Lange stand ich noch, und stolze Träume
kamen mir — o daß sie würden wahr!

Füllrätsel

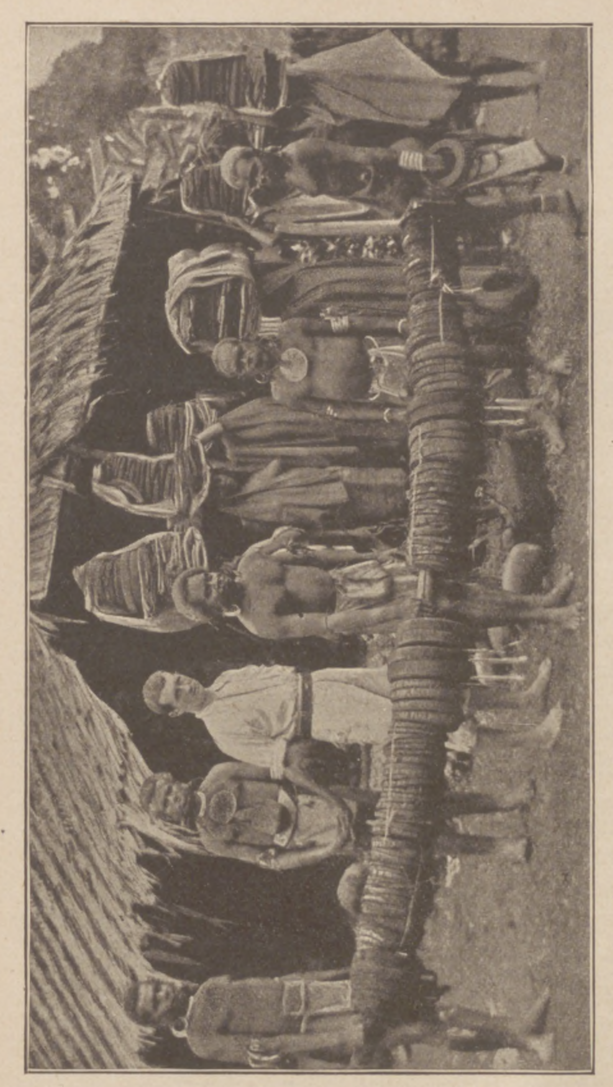
E			E
O			R
H			S
E			E
A			N
B			L
A			A

1. Landwirtschaftsgerät,
2. Name eines Kalifen,
3. böhmischer Reformator,
4. Schwimmvogel,
5. britischer Freihafen in Asien,
6. Zimmermannsgerät,
7. weiblicher Vorname.

Die leeren Felder sind durch bestimmte Buchstaben derart auszufüllen, daß Wörter von obenstehender Bedeutung entstehen.

Nach richtiger Lösung ergeben die zwei mittleren senkrechten Reihen abwärts gelesen, je einen Kurort in Österreich.

Auflösungen folgen am Schluß des ersten Bandes im nächsten Jahrgang



Der Preis für eine Braut auf Santa Cruz. Aus roten Papageifedern hergestelltes Federgeld dient als Brautpreis. Die Papageifedern werden mit Taubenfedern in Rollen gebunden und aufgereiht.

Dös Diandl muaß heirat'n!

Humoreske von W. Baltinester

Die Bratscher-Mena lag wochenlang krank. Wie die Leute meinten, „an gebrochenem Herzen". Ihr Vater war mordsstreng, und von der „Liab" wollte er überhaupt nichts hören. Daß sein Mädel krank war, stimmte ihn aber doch unfroh, denn sie war sein einziges Kind und noch dazu eines, das gut zugreifen konnte. Nicht einmal die erprobten Tränkchen vom Viehdoktor halfen ihr. Was man schluckt, kommt halt schwerlich ins Herz.

Als der Bratscher eines Sonntags langsam aus der Kirche heimging, traf er auf der Landstraße mit einem Burschen zusammen. Man redete eine Weile über dies und das; schließlich fragte der Bursche, warum der Bauer so dasig sei. Der Bratscher erzählte nun von der unerforschten Krankheit seines Diandls.

Der Bursch fragte: „Gibt's denn da goar kaa Hilf?"

Der Bauer zuckte die Schultern. „Is eh scho so vüll versucht wor'n."

„So a jung's Diandl laßt ma do nit so elendig sterb'n! I kenn an Dokta, alle Leut lauf'n eahm nach. Er heilt aus Nächstenliab! Ja, so aner is dös! Und ausschaun tuat er wiar a Heiliger mit aan großen Bart und lange Haar. Der wüaßt g'wiß wos, sag i dir! Hast no nia nix g'hört vom Dokta Innler, vom Wundadokta?"

„Naa. Aba wo kriagt ma eahm her?"

„Dös is's eb'n! Suach'n muaß ma eahm! Amal is er da und amal dort. Und nimmt kaa Geld nit bei d' Leit und heilt und hilft, daß a Freud is!"

„Den muaß i find'n!" sagte der Bratscher. Daß es nichts kostete, war ihm neben der erfreulichen Aussicht, dem Diandl helfen zu können, auch kein geringer Herzenstrost.

Nach einer Weile sagte der Bursch: „I geh eh hoam; auf'm Weg wer' i frag'n, wo er is. I kenn aan Wirt drunt, der woaß moanchs Moal, wo der Dokta steckt. Derweil muaßt halt Geduld ham!"

Der Bursch ging rasch seinen Weg.

Der Bratscher kam ein wenig besser gelaunt heim, wo sein Mädel mit weißem Gesicht und traurigen Leidensaugen im Bett lag.

Am Abend des zweiten Tages nach der Begegnung ging die Tür auf. Ein hochgewachsener Mann mit langwallendem Bart und dunklem Mantel stand auf der Schwelle und fragte: „Is da dös kranke Diandl?"

Der Bauer führte den Wunderdoktor in die Kammer zur Kranken. Es gefiel ihm, daß der Doktor die Sprache des Bergvolks redete und nicht so unverständlich und geschraubt wie die Ärzte aus der Stadt. Der Wunderdoktor trat an das Bett der Mena, hob die brennende Kerze, die der Bauer ihm reichte, sah das Diandl, das matt blinzelte, genau an, stellte dann den Leuchter auf den Hocker und griff nach dem Puls der Kranken. Er ließ die Hand sinken, beugte sich nieder und legte das Ohr auf das laut schlagende Herz und sagte: „Huast amal!"

Die Mena hustete gehorsam.

„Is guat."

Der Doktor ging mit nachdenklich gesenkter Stirn in die Stube zurück.

Der Bratscher folgte ihm mit ängstlich fragenden Augen und machte die Kammertür hinter sich zu.

„Dös Diandl muaß heirat'n!" sagte der Wunderdoktor.

Verdutzt staunte ihn der Bauer an. „Woas is denn nacher dös für a Krankheit, die ma mit der Eh kurier'n muaß?" Er hatte gar keine Lust, einen Schwiegersohn ins Haus zu nehmen. So ein junger Fant drängte einen dann bald ins Altenstüberl, das kannte man. „Kann's Diandl so nit aa g'sund wer'n?" fragte er.

Der Doktor schien kein Freund von vielen Worten. Zu kranken Menschen sprach er sanft und liebreich, aber mit gesunden und hartherzigen Fragern redete er rauh. Streng und kurz wiederholte er: „Dös Diandl muaß heirat'n, hab i g'sagt!", schloß die Tür hinter sich und ging seiner Wege.

Der Bratscher stand da und sah auf die Tür. Dann machte er sich auf und folgte dem Wunderdoktor auf die nächtliche Landstraße hinaus, holte ihn ein und lamentierte über die Burschen von heutzutag, die alle nichts wert seien, und wo man denn einen braven Menschen hernehmen solle. Übrigens kenne er andere Diandln genug, die unverheiratet und dabei gesund wären.

„Brave Männer gibt's g'nua!" sagte der Wunderdoktor finster.

„I wüaßt kaan!" widersprach hartnäckig der Bauer.

„Aber i!"

„Den möcht i sehn!"

„I schick eahm dir aufi. Adjes!"

Der Doktor winkte einem vorbeifahrenden Bauern zu und stieg auf den Wagen.

Der Bratscher ging kopfschüttelnd wieder heim.

Ein paar Tage später kam ein Bursche auf den Hof. Groß und schlank. Er gab dem Bauern einen Zettel, den

der Bratscher mit viel Not und Mühe entzifferte. Endlich hatte er's heraus. Da stand: „Den kannst ruhig nehma, wird di nit reu'n! Sag dem Diandl, 's soll aufstehn und si den Buam anschaun. Dokta Innler."

Der Bauer kratzte sich den Kopf, ehe er sich entschloß, dem Burschen die Hand zu geben. Mit der Mena wollte er vorläufig nicht reden; der Bursche sollte erst einmal in Feld und Stall zur Probe arbeiten. Der Bauer führte ihn dahin und dorthin, hörte bescheidene, aber kluge Antworten, ließ ihn dies und jenes tun und stand mißtrauisch beobachtend dabei. Darüber wurde es Mittagszeit. Die Prüfung war bisher gar nicht ungünstig verlaufen.

Da ging der Bauer endlich in die Kammer der Mena und sagte: „Steh auf! Dö Medizin vom Dokta steht draußt!"

Die Mena schaute ihn aus schmerzvollen Augen fragend an.

„Der Dokta will, daß d' heirat'st, hat er g'sagt. Dös soll moanchs Moal guat sei für d' G'sundheit."

Er ging in die Stube zurück, wo der Bursche am Tisch saß.

Die Mena stand auf, lächelte in sich hinein und zog ihr rotes Kleid mit den weißen Tupfen an.

So erschien sie in der Tür und blieb dort verlegen stehen.

Der Bursche ging langsam zu ihr hin und streckte schon eine Weile, ehe er sie erreichte, seine Hand aus.

„Z'wida schein'n dö zwoa anander nit z' sei," dachte der Bauer.

Die Mena legte sich nicht wieder hin. Sie ging zum Herd, und dort kam Farbe in ihr Gesicht, besonders als der Bursche ihr beim Feuermachen half.

Bereut hat der Bratscher die Hochzeit der beiden nie. Der Bursch war wirklich ein braver Mensch, wenn er auch arm war. Und seine Arbeit auf dem Hof war schließlich auch so gut wie Geld. Der Bratscher merkte bald, daß man jetzt mehr schaffte als früher.

Manchmal brummte er vor sich hin: „Nöt z' glaub'n, für woas dö Dokta all's guat san!"

Nicht lange nach der Hochzeit spürte der Bauer ein wütendes Reißen im Bein. So verzwickte Schmerzen, bei denen alle Hausmittel versagten. Da bat er seinen Schwiegersohn: „Geh, Baldi, muaßt mir den guat'n Dokta suach'n gehn!"

Der junge Ehemann meinte bedauernd, der Wunderdoktor sei um diese Jahreszeit wohl tief im Land drinnen und man könne nicht gut herausbringen, wann und wo er zu finden wäre.

Mißmutig hinkte der Bauer in seine Kammer.

Die Mena und ihr Mann aber schauten einander an. Denn das blieb ihr Geheimnis, daß der Baldi die Mena auf einem Jahrmarkt kennengelernt, und daß sie ihn dem strengen Vater nicht vorzuführen gewagt hatte, und daß er einen seiner Freunde dem Bratscher auf den Kirchgang nachschickte, um auszukundschaften, was mit der Mena sei, und daß schließlich der Baldi selber mit einem falschen Bart den Wunderdoktor gespielt und die Arznei verordnet hatte: „Heirat'n muaß dös Diandl!"

Homonym

„Wann fährt man ab aus der Station?
Ich fürchte, ich versäumt' es schon."
„O nein, es ist noch nicht so spät,
ich sehe, daß der Zug dort steht.
Tut, wie das Städtchen heißt; vielleicht
wird dann der Anschluß noch erreicht."

Auflösung folgt am Schluß des ersten Bandes im nächsten Jahrgang



Im Sprung.
Nach einer künstlerischen Aufnahme
von G. Riebicke.

Zum fünfzigsten Todestag Ottilie Wildermuths

Von W. Friedrich / Mit 1 Bild

Am 12. Juli dieses Jahres kehrte zum fünfzigsten Male der Tag wieder, an dem im Alter von sechzig Jahren Ottilie Wildermuth, eine Menschenfreundin und Volkserzählerin, die Augen für immer schloß. Einer unserer besten Literarhistoriker, Adolf Bartels, schreibt in seiner Geschichte der deutschen Literatur über sie: „Einen sehr großen Ruf erlangte Ottilie Wildermuth geborene Rooschüz aus Rottenburg am Neckar (1817 bis 1877), und ihre ‚Bilder und Geschichten aus dem schwäbischen Leben‘, besonders die ‚Schwäbischen Pfarrhäuser‘, erwiesen auch Humor und Frische bei echter Frömmigkeit.“

Ottilie wurde am 22. Februar 1817 als erstes Kind des damaligen Kriminalrates Gottlob Rooschüz und seiner Gattin Leonore in der früheren österreichischen und erst 1806 württembergisch gewordenen Bischofsstadt Rottenburg geboren. Ottilie war ein zartes, schwächliches Kind, das sich erst später gesundheitlich besser entwickelte. Ihre Mutter war überaus leselustig und genoß, wie sie später meinte, mehr als nötig von der schönen Literatur der damaligen Zeit. Wie eine Vorahnung klingt der Anfang eines Gedichtes, das ein Verwandter zum Tauftage Ottiliens verfaßte:

„Gib ihr des Vaters Herz und den treuen Willen fürs Gute,
der unter strengem Beruf wahret ein fühlendes Herz;

gib ihr der Mutter Geist, voll Bildern höheren Lebens, der um den Erdenpfad blühende Rosen sich zieht!"

Das Schicksal gab dem jungen Menschenkind diese Gaben mit auf den Lebensweg. In späteren Jahren schrieb ihr einmal der bekannte Literarhistoriker Vilmar in einem Briefe: „Ihnen ist die wunderbare Gabe verliehen, nicht etwa die Wirklichkeit zu vergolden — das können andere auch —, sondern das Gold der Wirklichkeit an den Tag zu legen; und wieder ist dies nicht bloß irdisches Gold, sondern das Gold, das an den Schwellen des Paradieses gefunden wird."

Gar mancher wird sich im Geiste noch die Erinnerung bewahrt haben an die Erzählungen „Aus Schloß und Hütte" und „Von Berg und Tal"; auf wen hätte das „Heulpeterle" und „Der kluge Hund Benno" keinen Eindruck gemacht? — „Die drei Schwestern im Walde" oder „Peterli im Emmental" wecken bei den Kleinen heute noch die gleiche Freude wie einst bei vielen von uns in der eigenen Kindheit. Mag auch jene Zeit, die Ottilie Wildermuth auf Grund eigener Erlebnisse und guter Beobachtungen in „Bilder und Geschichten aus dem schwäbischen Leben" schildert, jene Epoche mit ihrem ruhigen kleinbürgerlichen Leben uns heute noch so fern erscheinen — die kleinen naturwahren Schilderungen werden immer als Kulturbilder ihren Wert behalten; sie sind nicht veraltet, sondern so recht dazu angetan, unseren Blick abzulenken von der heutigen, an Aufregungen so reichen und ganz auf Veräußerlichung eingestellten Zeit und uns zurückzuführen zu einfachen, tiefen Wahrheiten und schlichten Worten, die nicht vom Tageskurs bestimmt und abhängig sind.

Nicht der Ehrgeiz, irgendwie „berühmt" zu werden, trieb Ottilie Wildermuth, ihre Erzählungen zu schreiben,

denn sie war sich der Grenzen ihrer Begabung wohl bewußt; sondern das herzliche innere Bedürfnis, anderen



Ottilie Wildermuth.

Freude zu machen, mit eigenen Erfahrungen und selbsterrungener Einsicht zu helfen, hat sie zum Schreiben ermutigt. So heißt es in einem ihrer Briefe aus dem un=

ruhigen Jahre 1849: „Das ist auch etwas wert, wenn man in dieser Zeit die Leute nur zum Lachen bringt." Das Zureden ihres Mannes und die dankbaren Zuschriften aus dem damaligen Leserkreise haben dann die Schriftstellerin noch weiter bestimmt, ihr schon als Kind gezeigtes Erzähltalent auszunutzen. War eine neue Erzählung fertiggestellt, so wurde sie zuerst im Familienkreise abends vorgelesen, dies und jenes vielleicht geändert und erst dann der Öffentlichkeit übergeben. Wie bescheiden sie über ihre Leistungen dachte, hat sie unter anderem in einem Brief an eine Freundin treffend ausgedrückt: „Der einfache Grundgedanke aller meiner Versuche ist der Wunsch, zu zeigen, wie reich und mannigfaltig auch das alleralltäglichste Leben in seinen verschiedenen Erscheinungen ist, wieviel erfreuliche, ergötzliche und poetische Seiten jede Zeit und jeder Lebenskreis bieten, wie Quellen zu harmlosem Lebensgenuß in jeder Stellung liegen." Und daß ihr diese Absicht gelungen ist, haben Männer wie Uhland und Stifter, Schelling, Bodenstedt und Heyse ihr wiederholt mit Worten wärmster Anerkennung bezeugt. Am wichtigsten aber war ihr stets der Dank jener, die ihr bestätigten, von ihr aufgerichtet und zu tüchtiger Lebensbemeisterung ermutigt worden zu sein. So steht Ottilie Wildermuth vor uns als grundgütige, reine und schlichte Persönlichkeit, die trotz oft recht drückender Sorgen und Einschränkungen frohgemute Frau und glückliche Mutter, die auch heute noch unser Herz gewinnt mit ihren von Humor und erfreulicher Frische belebten Erzählungen.

In allen Geschichten wird man deutlich den Charakter ihrer zweiten Heimat, des Schillerstädtchens Marbach, wohin ihr Vater 1819 versetzt wurde, und später der schönen Universitätsstadt Tübingen erkennen. Und ebenso

unverkennbar zeigen sich die Züge der schwäbischen Eigenart, die weniger auf glatte äußere Form als auf gesunden Kern den Hauptwert legt. Dieser Volksstamm vereint mit einem zuweilen hartköpfigen Individualismus die willige Ehrfurcht vor ererbtem moralischem Gut, Familie und Überlieferung, Recht, Sitte und Glauben der Väter. So ist es zu verstehen, daß diese Frau von Emanzipiertheit und süßlicher Sentimentalität nichts wissen wollte. An Luise Gerok schrieb sie über einen Roman: „Anfangs zog mich der Inhalt an; aber bald hatte ich genug von diesen parfümierten Veilchen und übermalten Rosen. Eine solch zerschmelzende Sentimentalität, eine solch grenzenlose, glühende Leidenschaft stößt mich ab, und unter uns gesagt — ich glaube nicht daran." Umso mehr aber wußte sie das „Kochet" und das „Nähet" zu würdigen. Bei den immer mehr herantretenden Forderungen der verschiedensten Art hat sie verstanden, ihrer Aufgabe als Hausfrau bis ins einzelne gerecht zu werden. Nie hatten ihre Kinder den Eindruck, als ob die Mutter keine Zeit und Gedanken für sie habe. Jeden Morgen, wenn sie den Töchterchen die Haare flocht, war eine Geschichte die unerläßliche Zugabe, und wer konnte erzählen wie sie! Und war sie nach dem bewegtesten Sonntagnachmittag, wo meist eine Menge Besuche, manch hilfsbedürftiger Schützling oder gute Freunde aus und ein gingen, noch so müde, so fand sie doch am Abend noch ein halbes Stündchen, wo sie mit den Kindern ein Kapitel in der Bilderbibel lesen konnte; die wenigen schlichten Worte, die sie dazu gab, konnten ihren Eindruck nicht verfehlen.

Jede Arbeit aber, sei es mit der Nadel oder mit der Feder, legte Ottilie Wildermuth beiseite, wenn es galt, einen Wunsch des Gatten zu erfüllen, ihn auf einem Spaziergang zu begleiten, eine Arbeit mit ihm oder für

ihn zu machen, und das geschah nie ungeduldig, sondern immer mit freundlicher Miene. Was das bei so mannigfachen Beschäftigungen, oft gehetzt von einem zum andern, bei häufigen, still getragenen körperlichen Beschwerden besagen will, das versteht jede vielbeschäftigte Hausfrau. Sie lebte nie launenhaft dahin, nie litt ihre Umgebung unter ihrer persönlichen Stimmung. Das war es, was sie zur Sonne des Hauses machte.

Ehe eine Arbeit ganz beendet war, sprach sie nie davon, mochte auch nicht danach gefragt werden; war sie aber damit fertig, so gab es einen festlichen Abend im Hause. So schnell als möglich wurde das Abendessen eingenommen, alles weggeräumt, und die Familie und die jeweiligen Gäste gruppierten sich um den Tisch. Und nun fing Ottilie an zu lesen mit dem leisen Lächeln um den Mund, mit ihrer klaren, wohllautenden Stimme, wodurch das Gelesene noch einen besonderen Reiz erhielt.

Das ist in großen Zügen das Lebensbild dieser Freude, Glück und Vertrauen um sich verbreitenden liebenswerten deutschen Frau. Die deutsche Frauenwelt hat das Andenken Ottilie Wildermuths geehrt und ihr im Jahre 1887 ein Denkmal errichtet. Auf dem alten Lieblingsspazierweg der Tübinger, dem grünen, neckarumrauschten Wöhrd, unter hohen Bäumen steht ein schlichter Stein, der ihr Bild in Bronzerelief und ihren Namen trägt. Gerade in unserer Zeit, die so viele schwer enttäuscht und mit niederdrückenden Sorgen belastet, können sich alle, die in der Unrast unserer Tage den Glauben an sich selbst, gute Menschen und göttliche Hilfe verloren haben, an den Lebensbildern und Vorbildern Ottilie Wildermuths wieder aufrichten, denn ihre Geschichten und Erzählungen werden jedem, der ernsthaft sucht und strebt, wieder Festigkeit und Frohsinn, Mut und Gottvertrauen schenken.

Mannigfaltiges

Wenn einer das Maul zu weit aufreißt

Wer kennt sie nicht, die gewaltigen Prahler, die eine Tischrunde zur Verzweiflung bringen können, wenn sie eine Heldentat nach der andern erzählen, die sie zu Land und auf See vollbracht haben wollen, und von schrecklichen und entsetzenerregenden Gefahren, die sie überstehen mußten. Als einer dieser Renommisten in einer Gesellschaft gar nicht aufhören wollte, seine Schauergeschichten vorzutragen, sagte einer der Gäste zu dem Aufschneider: „Ich wette um einen Korb Rotspon, Sie haben nicht den Mut, mir nachzutun, was ich Ihnen gleich vormachen werde."

Der Prahler nahm die Wette höhnisch an.

Nun griff der Gegner nach einem Pfropfenzieher und bohrte ihn bis zum Griff in die Wade, ohne mit der Wimper zu zucken.

Da erbleichte der Renommist und gab klein bei.

Allgemeines Gelächter! Spöttisch sagte nach einer Weile einer der Tischgenossen: „Unser Freund hat ein hölzernes Bein. Das wußten Sie leider nicht."

Der Aufschneider blieb für den Rest des Abends still. R. H.

Der Sündenbock

In einem Gasthaus vor der Stadt Gießen zechten vier Studenten, als ein Reisewagen vor dem Haus hielt, dem der berühmte Professor Immanuel Hasenbock aus Marburg entstieg, um eine Mahlzeit einzunehmen. Die Studenten eilten rasch in die Stadt, um mit der Torwache und dem Professor einen Ulk zu treiben. Dem Unteroffizier nannten sie nacheinander falsche Namen: Hirsch, Fuchs, Hund und Reh. Der Unteroffizier merkte nichts und schrieb arglos die Namen ein. Als aber der diensthabende Offizier den Meldezettel las, roch er den Braten und brauste auf:

„Hat er denn kein Hirn? Die Kerle haben Schindluder mit Ihm getrieben. Er hätte sie gleich arretieren sollen. Paſſ' Er ein ander=mal beſſer auf."

Nach einer Weile kam der Marburger Profeſſor zur Torwache. Immer noch ergrimmt, fragte der Offizier: „Mein Herr, wie heißen Sie? Wo kommen Sie her?"

„Ich bin der Profeſſor Immanuel Haſenbock aus Marburg."

Zornrot vor Wut fauchte der Wachoffizier: „Was? Haſenbock? Wie? Vielleicht gar Bockhaſe? — Das verbitt' ich mir, ich werd' Sie verbockhaſen und verhaſenbocken, daß es Ihnen grün und blau werden ſoll. Ich ſchicke Sie in Arreſt. Verſtanden?"

Da ſagte der Profeſſor: „Weshalb wollen Sie mich feſthalten und mit welchem Recht?"

„Sie wollen die Wache verulken. Vor einer Stunde paſſierten hier vier Burſche, die dem Unteroffizier lauter Namen von Viechern angaben. Sie ſind nun der fünfte! Ich laſſe mich aber nicht weiter zum Narren halten. Wo ſind Ihre Papiere?"

Verdutzt las der Offizier auf dem Paß den angegebenen Namen.

„Alſo doch Haſenbock! Verdammt! So heißt ja der Teufel nicht. Paſſieren!" Wütend wandte er ſich um und ging in die Wachſtube.

Schmunzelnd ſchritt der Profeſſor durchs Tor in die Stadt; er ahnte, daß Studenten die Wache verulkt hatten. J. Mon.

Hochſommermode

In den Hochſommertagen berückſichtigt die Mode in ihren Modellen vor allem Sport, Reiſe und Geſelligkeit. Auch die ein=fachſten Verhältniſſe ſind berückſichtigt worden; für weniges Geld ſind einfache und doch hübſche, gediegene Kleider und Hüte zu haben. Da man buntgemuſterten Etamin kaum von den eleganten und teuren Muſſelinen und Georgettes unterſcheiden kann, wird die praktiſche und ſparſame Hausfrau gewiß dieſe Etaminſtoffe bevorzugen. Die gewünſchte Form, ob gerade Linie oder Stil=kleid — letztere werden beſonders von jungen Mädchen mit Vor=liebe getragen —, muß bei der Stoffwahl allerdings maßgebend



Nachmittagsstilkleid
aus kornblumenblauem Organdi.
(Phot. Weitzmann; Modell: L. Zwieback)

sein. Die erste Abbildung zeigt ein reizendes Stilkleid für den Nachmittag aus kornblumenblauem, mit großen Blumen bedrucktem Organdi. Großgemusterte Stoffe sind für Stilkleider besonders empfehlenswert. Auch der Hut, der zu diesem sommerlichen Kleide getragen wird, ist ebenso wie der Schal und das kleine Schirmchen aus Organdi hergestellt. Kleine Hütchen, die tief in die Stirn gedrückt wurden und den Kopf bis zum Nacken umschlossen, werden in diesem Sommer kaum noch zu sehen sein. Dafür brachte die Mode Hüte in der Form, wie sie uns die zweite Abbildung zeigt. Der steifrandige,

glockenförmige Hut ist aus rosa Roßhaar hergestellt. Der obere Teil des Kopfes ist aus gleichfarbigem Filz gearbeitet.

Und nun hinaus in die Sommerfrische mit neuen, wirkungsvollen, aber preiswerten Hüten und Kleidern, die sich noch bedeutend verbilligen, wenn geschickte Frauenhände sie ohne fremde Hilfe selbst anfertigen können. Frau E. K.



Breitrandiger Hut aus rosa Roßhaar; die Kappe ist teilweise aus gleichfarbigem Filz.
(Phot. Weitzmann; Modell: L. Zwieback)

Ehrlich währt am längsten

An einem Markttag kamen in einem Wirtshaus viele Leute zusammen, die einander einesteils kannten, zum großen Teil aber fremd waren.

An einem Tisch saß ein dicker, bürgerlich gekleideter Mann; der sagte zum Wirt: „Gebt mir auch noch ein Schöppchen.“ Dann nahm er aus einer schweren silbernen Dose eine Prise Tabak.

Da beobachtete einer der Gäste, den niemand kannte, und der Mücheler hieß, daß ein windig aussehender Kerl sich zu dem dicken Bürger stellte, ein Gespräch mit ihm anfing und ein paarmal nach der Rocktasche schaute, in welche der Mann die Dose gesteckt hatte. Der Fremde dachte, der windige Bursch hat gewiß nichts Gutes vor. Eine Weile stand der Kerl bei dem Dicken. Hernach ließ er sich auch einen Schoppen geben, setzte sich auf die Bank und sprach mit dem behäbigen Bürger allerlei kuriose Sachen, woran der Dicke offenbar Spaß fand. Wieder hatte der keinem bekannte Gast einen tollen Ulk erzählt, worüber der Bürger so lachen mußte, daß ihm der Atem schier verging. Unterdessen hatte der schlaue

Gauner die Dose genommen. Der Dicke erholte sich von seinem Gelächter und sagte: „Aber jetzt hört auf, mir tut das Kreuz weh vor Lachen" und schenkte dem Spaßmacher von seinem Wein ein Glas voll.

Als der Spitzbube ausgetrunken hatte, sagte er: „Der junge Wein ist mir ungewohnt, er treibt. Ich muß ein wenig hinaus."

Als er aber zur Tür hinausging und schleunigst fort wollte, ging ihm Mücheler nach, nahm ihn draußen auf die Seite und sagte: „Gebt mir auf der Stelle meines Schwagers silberne Dose! Meint Ihr, ich hab's nicht gemerkt, wie Ihr sie ihm genommen habt? Oder soll ich Lärm machen? Ich wollt' Euch schonen vor den vielen Leuten, die drin in der Stube sitzen."

Als der Dieb sah, daß er verspielt hatte, gab er die Dose her und bat, der Herr möge doch stille sein.

Da sagte Mücheler: „Seht, in solche Not kann einer kommen, wenn er auf bösen Wegen geht. Euer Leben lang laßt es Euch zur Warnung dienen: Unrecht Gut gedeiht nicht. Ehrlich währt am längsten."

Er gab dem verdatterten Dieb noch eine Prise Tabak aus der Dose und empfahl sich.

Mücheler, der nicht der Schwager des Dicken, sondern auch ein Marktgauner und Langfinger war, trug die leicht erhaltene Dose hernach zu einem Goldschmied. P. Heb.

Bestens empfohlen

In früheren Jahrhunderten ging man mit Todesurteilen gar nicht sparsam um. Deshalb brauchte man auch viele Scharfrichter, die ihrerseits nach möglichst guten, einträglichen Stellen suchten. Im Jahre 1709 bemühte sich der Henker von Teckelnburg um einen besseren Posten und verlangte zu diesem Zweck ein Zeugnis vom Gaugrafen zu Meest. Das Attest lautete: „Dem Nachrichter von Teckelnburg, Joest Henrich Stolheur, Bruder der Frau des Nachrichters Jügemann, wird hiermit seinem Ansuchen gemäß bescheinigt, daß er sein Metier trefflich auszuüben versteht. Vor einiger Zeit hat er dem in Hallenborg inhaftiret gewesenen Henrich Schnekamp gar wohl und zu männiglicher Zufrieden-

heit den Kopf abgeschlagen. Er vermag mit Schwert und Beil wohl umzugehen und stehet auch beim Galgen seinen Mann. Genannter Stolheur hat einen als Viehdieb und Gauschrecken weitbeschreieten Krugwirt über die Maßen wohl gehenkt, also daß man in dergleichen Fällen gar wohl von ihm bedienet wird, weshalb ihm ein Posten gerne zu gönnen wäre, der seinen Mann nähret." J. Bro.

Abgeführt

Leute, die geneigt sind, auf Kosten anderer Menschen Späße zu machen, um eine Stammtischgesellschaft zu erheitern, fragen meist nicht viel danach, wen sie als Zielscheibe ihrer Spöttereien wählen. Ein alter Weintrinker mit einer Nase, die gleich einem Karfunkelstein leuchtete, betrachtete einen jungen Mann, lächelte belustigt und sagte: „Täusche ich mich nicht, dann scheint es so, als wenn Ihr Bärtchen mit jedem Tag röter und fuchsiger würde."

Mit gut gespielter Bescheidenheit erwiderte der so Verulkte: „Diesmal irren Sie sich doch, es ist gewiß nur der Widerschein Ihrer roten Nase." O. Gru.

Auch ein Standpunkt

Ein Geschäftsmann, dem man nicht zugetraut hätte, daß er sich durch Betrügereien Vorteile zu erraffen suchte, stand vor Gericht, um sich zu verantworten. Da das Leumundszeugnis gar nichts enthielt, wodurch der Mann belastet erschien, fragte der Richter: „Bisher sind Sie ehrlich gewesen, wie kommt es, daß Sie auf einmal ein Betrüger geworden sind?"

Da antwortete der Angeklagte: „Auf meinem Geschäft ruhen so viele Abgaben, daß ich ohne Betrügerei unmöglich ein ehrlicher Mann bleiben konnte." H. Gor.

Geistesgegenwart

Die Gunst des Publikums ist bekanntlich wandelbar. Das sollte einmal auch ein sonst beliebter Schauspieler erfahren, der in einem Stück, das den Zuschauern mißfiel, die Hauptrolle spielte. Mitten im Akt pfiffen ein paar Leute auf der Galerie. Es

klang allerdings nicht recht herzhaft, aber gefährlich war die Lage doch. Rasch trat der Schauspieler bis vorn an die Rampe, steckte zwei Finger in den Mund und pfiff so schrill, daß den erschreckten Hörern die Ohren gellten. Dann sprach er laut zur Galerie hinauf: „Wenn Sie richtig pfeifen wollen, dann melden sie sich bei mir, ich will es ihnen gern beibringen."

Gelächter und Beifall zeigten dem Schauspieler, daß er den rechten Ton gefunden hatte. J. Br.

Der wahre Grund

In Gesellschaft unterhielt man sich lebhaft über die in neuerer Zeit so leichtsinnig geschlossenen Ehen und fand darin einen der wichtigsten Gründe ihrer kurzen Dauer. Es stellte sich aber heraus, daß sich im engsten Bekanntenkreise auch viele Paare getrennt hatten, die zuvor zehn und zwanzig Jahre verheiratet waren. Kurz, man konnte nicht einig werden, warum die Auffassungen vom Ernst ehelicher Verbindungen immer laxer geworden waren. Eine ältere Dame sagte zuletzt: „Ich bekenne, die Ehen von heute sind mir ein Rätsel."

Da erwiderte einer der Herren: „Deshalb werden sie wohl auch so gern gelöst." E. Eg.

Auflösungen der Rätsel des 12. Bandes

Bilderrätsel S. 36: Die Zahlen zwischen den Buchstaben des Ringes entsprechen den Buchstaben des Wortes „Kreuzotter". Es ergibt sich: Der Neid kennt am besten alle deine Vorzüge;

Buchstabenrätsel S. 82: Kremser, Emser;

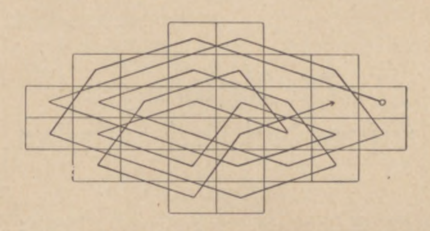
Kreuzworträtsel „Wanderlust" S. 100: Wagrecht: 1. und, 2. dem, 3. weite, 4. die, 5. wem, 6. den, 7. Feld, 8. Berg, 9. Wunder, 10. und, 11. schickt, 12. Strom, 13. er, 14. Tal; senkrecht: 1. und, 5. weisen, 9. will, 14. erweisen, 15. seine, 16. Gunst, 17. in, 18. will, 19. rechte, 20. Welt, 21. Gott, 22. in, 23. er =

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
den schickt er in die weite Welt;
dem will er seine Wunder weisen
in Berg und Tal und Strom und Feld.

Homonym S. 110: verlegen;

Palindrom S. 110: Nebel, Leben;

Rösselsprung S. 110:



Deines Herzens Güte
magst du daran erproben,
ob du von ganzem Gemüte
das Gute kannst an deinem Feinde loben. (Rückert)

Schachaufgabe S. 125:

1. S c3—e4	d5—e4:	1.	anders
2. D d8—d2+	S b3—d2:	2. D d8—b6:+	K a5—b6:
3. b2—b4‡.		3. L e7—d8‡.	

Französisches Zitaträtsel S. 187: Le style c'est l'homme;

Versteckrätsel S. 193: Theoderich, Oder;

Ergänzungsaufgabe S. 193 (nebenstehend):

K A **N** T **A** T E
B R **A** U **N** A U
V E **N** E **D** I G
C A **S** E **R** T A
D R **E** I **E** C K
K O **N** Z **E** R T

Nansen — Andree.

Lösungen der Rätsel aus dem Leserkreise

Richtige Lösungen unserer Rätsel aus Band 4, Jahrgang 1927 trafen nach Redaktionschluß von Band 12, Jahrgang 1927 hier ein von: O. Schönherr, S. (4).

Richtige Lösungen unserer Rätsel aus Band 10, Jahrgang 1927 trafen nach Redaktionschluß von Band 12, Jahrgang 1927 hier ein von: A. Wolf, B. (8).

Richtige Lösungen unserer Rätsel aus Band 11, Jahrgang 1927 trafen nach Redaktionschluß von Band 12, Jahrgang 1927 hier ein von: A. Handrich, L. (5); A. Hopfer, B. (7); A. Wolf, B. (12); L. Vollrath, K. (7).

Richtige Lösungen unserer Rätsel aus Band 12, Jahrgang 1927 trafen rechtzeitig ein von: A. Bauer, Z. (1); L. Boßhardt, Z. (10); F. Burau, E.(10); H. Bürger, Zw. (3); W. David, H. (6); R. Eisermann, L. (5); L. Fichtner, B. (7); K. Fritz, St. (5); R. Geiger, F. (4); E. Heine, K. (10); M. Kohlermann, D. (4); W. Kleemann, H. (3); D. Lohner, U. (9); L. Morchel, P. (4); L. Ziemendorf, M. (8); Gr. Ziesecke, B. (8).

Die Auflösungen unserer drei Preisaufgaben

Band 2

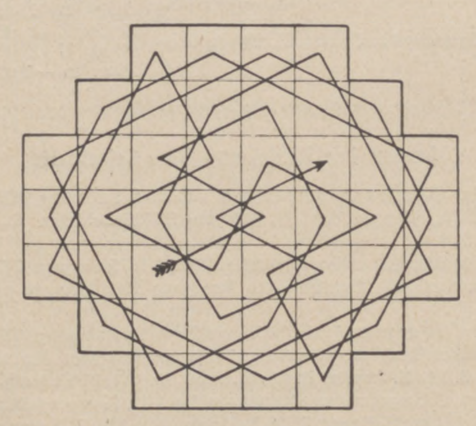
Abbildung 1, Seite 194 ist der Anfang des Liedes: „In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad."

Abbildung 2, Seite 195 ist der Anfang des Liedes: „Alt-Heidelberg, du feine, du Stadt an Ehren reich."

Abbildung 3, Seite 197 ist der Anfang des Liedes: „Ich bin vom Berg der Hirtenknab'."

Band 5

Rösselsprung, Seite 197:



Solang es Tag ist, mußt du rastlos wirken,
es kommt die Nacht, da niemand wirken kann,
durch Arbeit nur und strenge Pflichterfüllung
gewinnt die Freiheit sich der rechte Mann. Scheffel.

Bilderrätsel, Seite 198: Es liegt ein Weiler fern im Grund.

Kreuzworträtsel, Seite 199:

Von links nach rechts: 1. Lehne, 4. Kurde, 7. Meran, 8. Remus, 9. Emmaus, 11. Meteor, 12. Stier, 14. Alm, 15. Ahlen, 17. Tunnel, 19. Lahore, 22. Nervi, 23. Seide, 24. Elias, 25. Nonne. Von oben nach unten: 1. Lampe, 2. Harem, 3. Ennius, 4. Kerker, 5. Rampe, 6. Emser, 10. Stuhl, 11. Memel, 13. Ill, 15. Aetius, 16. Nansen, 17. Tonne, 18. Nurmi, 20. Orion, 21. Eleve.

Band 6

a) Mann oder Frau?

Die auf Seite 196 abgebildete Person ist eine Frau, nämlich die Amerikanerin Patricia Warren, die sich um Aufnahme in die amerikanische Marine bewarb. Ihre Hände verrieten sie jedoch, so daß sie nach Colorado zu ihren Eltern zurückkehren mußte.

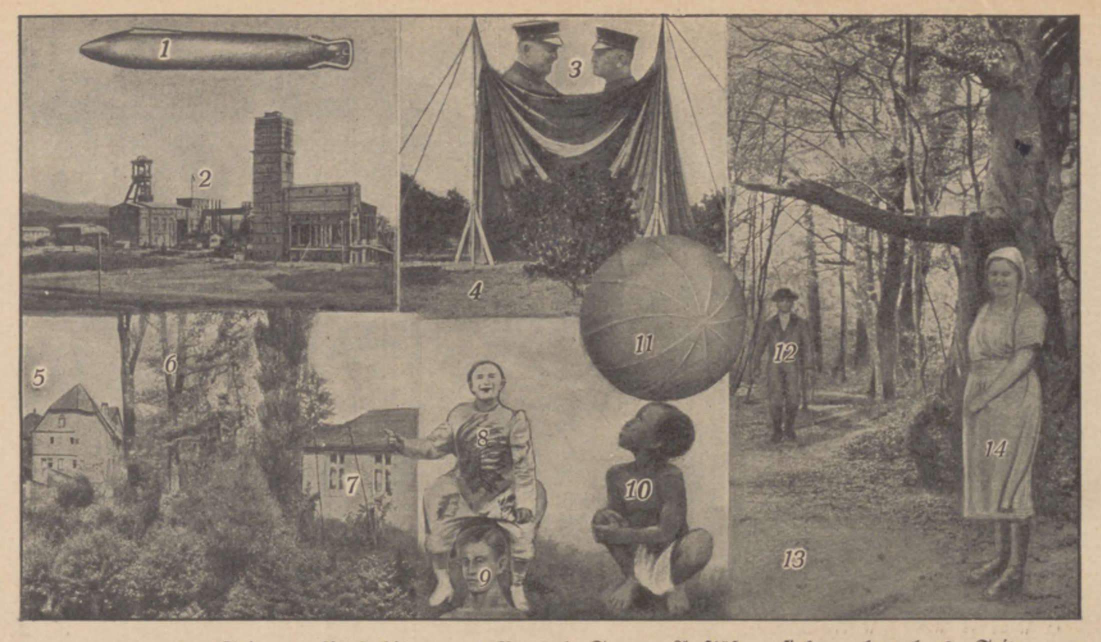
Die auf Seite 197 abgebildete Person ist ein Mann, nämlich der Damenimitator Hamilton Philipps in der Rolle der „Betty".

b) Die einzelnen Teile des Rätselbildes auf Seite 199 sind folgende:

1. Band 4, Seite 184	8. Band 5, Seite 166
2. Band 5, Seite 193	9. Band 3, Seite 118
3. Band 5, Seite 118	10. Band 1, Seite 178
4. Band 3, Seite 140	11. Band 5, Seite 153
5. Band 2, Seite 48/49	12. Band 5, Seite 127
6. Band 1, Seite 110	13. Band 1, Seite 109
7. Band 5, Seite 191	14. Band 1, Seite 138

c) Die auf den Seiten 200 und 201 abgebildeten Personen sind: 1. Löbe, Reichstagspräsident; 2. Dr. Luther, früherer Reichskanzler; 3. Dr. Stresemann, Minister des Äußern.

Das große Rätselraten ist vorbei; es war diesmal keine Kleinigkeit, die täglich eingetroffenen Berge von Rätsellösungen auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen. Die sorgfältige Sichtung und Prüfung erforderte viel Zeit und Muße und vor allem Geduld. Verschiedene der Teilnehmer haben bei den Preisaufgaben in Band 2



Die einzelnen Teile des Rätselbildes aus Band 6, S. 199. Auflösung siehe vorhergehende Seite.

Die in unserer dritten Preisaufgabe des Jahrgangs 1927 zu erratenden Personen:



Löbe,
Reichstagspräsident.



Dr. Stresemann,
Minister des Äußern.



Dr. Luther,
früherer Reichskanzler.

die Fallstricke, die unser Rätselonkel gelegt hat, nicht beachtet und sind gestolpert. So „sitzt der Wanderer nicht drunten in der Mühle in süßer Ruh", er hat auch nicht „sein Herz in Heidelberg verloren". „Das war der Zwerg Perkeo im Heidelberger Schloß" ist ein Studentenlied und kein V o l k s lied, wie die Aufgabe verlangte. Auch beim Rösselsprung haben verschiedene Einsender einen Fehler gemacht: es wurde vielfach vergessen, den Namen „Scheffel" der Auflösung hinzuzufügen, obwohl die zwei Silben mit im Zuge des Rösselsprungs enthalten waren. Diejenigen Lösungen, bei denen dieser Name fehlte, konnten selbstverständlich nicht als richtig bewertet werden. Dagegen haben wir bei dem Kreuzworträtsel in Band 5 die Lösung „Karzer" statt „Kerker" als Bezeichnung für Gefängnis als richtig gelten lassen.

Unsere Hoffnungen auf starke Beteiligung haben sich über Erwarten erfüllt; gingen doch nicht weniger als einige tausend Lösungen ein, und zwar aus allen Volksschichten. Beamte, Angehörige aller freien Berufe, jung und alt, Männer und Frauen haben gleichermaßen an dem Preisraten teilgenommen. Daraus ergibt sich, daß auch in unserer raschlebenden, hastenden Zeit sich doch noch viele den Sinn für beschauliches Nachdenken und anregendes Rätselraten bewahrt haben. Wir hatten in Erwartung der zahlreichen Eingänge eine große Zahl von Preisen für die richtige Lösung a l l e r d r e i Preisaufgaben ausgesetzt, und zwar als

1. Preis: eine erstklassige Nähmaschine;
2. Preis: ein gutes Herren- oder Damenfahrrad;
3. Preis: ein Grammophon oder Radio;
4. Preis: ein Speiseservice; 5. Preis: ein Staubsauger; 6. Preis: ein Gewürzschrank; 7. Preis: ein Damasttischtuch mit sechs Servietten; 8. Preis: ein Einkochapparat mit sechs Gläsern; 9. Preis: ein Goldfüllfederhalter; 10. Preis: eine Marmorstanduhr; 11. Preis: ein Schachspiel; 12.—500. Preis: Gute Bücher und Bilder als Wandschmuck in verschiedenen Wertabstufungen.

Die ausgelosten Preisträger

Der 1. Preis entfiel auf: Lina Müller, Stuttgart.
Den 2. Preis erhielt: Paul Göder, Lautawerk.
Den 3. Preis erhielt: Ernst Senff, Gera-Reuß.
Den 4. Preis erhielt: Frau Mizzi Schmidt, Teplitz-Schönau.
Den 5. Preis erhielt: Schriftsetzer Albert Schwarzmann, Solothurn.
Den 6. Preis erhielt: Frau E. Dietz, Berlin-Steglitz.
Den 7. Preis erhielt: Kaufmann Erich John, Freiberg i. S.
Den 8. Preis erhielt: Theo Wirtz, Bergheim a. d. E.
Den 9. Preis erhielt: Vermessungsobersekretär Hermann Schelenz, Torgau a. d. E.
Den 10. Preis erhielt: Iwan Bauer, Zwickau.
Den 11. Preis erhielt: Willi Kühnberger, Leipzig.

Große Bücherpreise für die richtige Lösung aller Aufgaben erhielten: Saitenmacher Hermann Bäßler, Pl.; Max Diete, G.; Otto Dietzsch, T.; Kreisausschußinspektor Paul Gralki, T.; Georg Kratzer, A.; Bankbeamter A. Kühmstedt, B.; Maria Ludenia, B.; Fritz Munsche, R.; Ignaz Nürbauer, R.; Lotte Ripper, B.; Kantor Johannes Roschke, R.; Oswald Schubert, B.; Max Taubert, U.; Beamter Laurenz Weinmüller, K.; Schuhmachermeister Curt Wengler, H.-E.

Leser, die nicht alle Aufgaben richtig lösten, haben keinen Anspruch auf Preiszuteilung. Dennoch lassen wir denen, die nicht alle neun, sondern acht, sieben oder wenigstens sechs Teilaufgaben richtig gelöst haben, schöne Bücherpreise freiwillig zukommen:

Metzgermeister E. Bandel, N.; Frau Hermine Becker, C.; Frau Ruth Blauert, Br.; Magda J. Böhm, R.; W. Bothe, B.; Oberpostsekretär N. Breil, Tr.; Friedel Buchheim, G.; Frau Berta Diwischek, P.; Frau E. Drucklieb, B.; Kaufmann Albert Ege, O.; Frau Hertha Engels, R.; Kaufmann Joseph Faißt, Fr.; Frau Marie Farnik, Pr.; Willi Feigel, Pl.; Frau A. Fischer, Fr.; Gisela Forbach, H.; Carl Freyer, D.; Margarete Gebhardt, B.; Konrektor i. R. W. Gerlach, F.; Katastertechniker Walter Hannig, N.; Herbert

Hansch, L.; Josef Hartl, R.; Dipl.-Ing. Karl Heine, D.; Otto Heitz, Br.; Alice Hering, Bl.; Paul Hering, Bl.; J. Herkommer, L.; Ferdinand Hollenstein, L.; Emil Holzamer, F.; Josef Huber, J.; Schulleiter Anton Kämpf, F.; Kurt Kirchner, L.; Peter Koster, F.; Franz Koziolek, B.; Magdalene Kretschmar, B.; Hermann Kretzschmar, St.; Frau Oberlehrer Berta Kurzius, E.; Johannes Lenhard, O.; Karl Lorenz, Schl.; Karl Lück, M.; Kreisbaumeister E. Luther, K.; Bahnmeister W. Luther, R.; Josef Malejovsky, K.; Kaufmann Georg Martin, K.; Theodor Mayer, St.; Finanzwachrespizient Julius Morgenstern, N.; Frau Justizinspektor L. Müller, R.; Bankbeamter Josef Muthsam, N. O.; Lehrer Ernst Nohl, N.; L. Nowack, O. W.; Lehrer Adolf Petri, B.; Ferdinand Pietrzkiewiez, E.; Uhrmacher Heinrich Rehm, D.; Frida Reichenecker, St.; Paul Riedel, H.; Martha Riedlinger, St.; Arthur Roch, K.; Otto Rosbach, F.; Frau Pfarrer Rytz, E.; Jos. Schilling, Fr.; Dora Schmiedt, A.; Paul Schreyer, F.; Bruno Schröder, B.; Benno Schwarz, R.-P.; Fräulein Irmgard Singer, R.; Robert Speer, G.; Stadtrechner a. D. Adolf Spiegelhalder, N.; Anny Steinmetz, Schw.; Otto Stengel, G.; Alfred Strehle, D.; Karl Stummer, W.; Ilse Sura, Pl.; Erwin Surkow, H.; Anton Swedek, T.; Walter Tautz, G.; Gustav Teich, B.; Bürovorsteher Max Tille, B.; Leo Vollrath, K.; Martha Walz, St.; Prokurist Reinhard Weber, K.; Wilhelm Weinmann, W.; Gürtler Karl Wildner, Ch.; Viktor Wodarski, B.; August Wrobel, B.; Annie Zahradnik, Pr.; Walter Zander, B.; Fritz Ziebs, N.-B.; Georg Zink, E.

Artur Aldus, G.; Frau Elfrieda Anders, K.; Wilhelm Bacherl, W.; Rudolf Beck, P.; Frau Emmy Becker, R.; W. Benthaack, H.; Rechnungskommissar Bernh. Berneth, A.; Egon Beyer, J.; Sophie Bickelmann, S.; Betty Boerner, N.; Bruno Brenner, O.; Josefine Bucher, L.; Albert Conrad, W.; Kaufmann Karl Dahlmann, H.; Willi Doll, U.; Max Dunken, L.; Josef Eigl, J.; Hauptlehrer Fr. Einschütz, H.; Maria Empl, M.; Ratssekretär Heinrich Endrich, A.; M. Förster, B.; Karl Frei, O.; Ingenieur Conrado Gaehring, B.; Josef Gallus, K.-N.; August Goetze, E.; Frau Apotheker Adele Gugenbichler, T.; Friedrich Haas, B.;

Kanzleidirektor Franz Haberzettl, W.; C. Helterhoff, B.; Direktor Otto Herrling, G.; Frau Gisela Hoeflich, B.; Helene Höhn, B.; Käte Horn, D.; Frau Hofrat Emma Hromatka, T.; Alwin Hultsch, W.; Ingenieur Josef Immerschitt, E.; Werkführer Friedrich Kaiser, P.; Steinsetzmeister Wenzl Kirschneck, H.; Karl Klein, O.; Franz Klimek, R.; Finanzinspektor E. Knossalla, P.; Lucie Koch, St. G.; Bankdirigent Engelbert Kopetzky, M.; Kurt Kopsch, S.; Bruno Koschl, Bl.; Martha Krüger, T.; Frau Hildegard Kurberg, E.; Martha Langer, L.; Richard Liebermann, F.; Frau Maria Manthey, B.; Hans Markert, F.; Bahnverwalter a. D. K. Mayer, K.; Alois Meiners, M.-Gl.; Frau Maria Metzing, E.-B.; Karl Meyer, B.; Maria Th. Minich, H.; Oberpostsekretär Richard Mittreiter, A.; Max Mücke, B.; Alfred Müller, Br.; Friedel Müller, Fr.; Frau Postmeister Stefanie Ortelt, M.-K.; Frau Margarete Oswald, D.; Hermann Peter, P.; Stefanie Petrak, M.-O.; Frau Oberpostinspektor Betty Pfeiffer, M.; Marie Pfuck, A.; Franz Pietruschka, B.; Max Plösch, B.; Carlos Prinzler, L.; Karl Prögler, B.; Willi Puschmann, St.; Ludwig Ringelhann, A.; Eisenbahnsekretär a. D. Karl Ringwald, Fr.; Fritz Rolf junior, M.; A. Rosette-Littmann, B.; Frau Marianne Roth, A.; Landwirt Laurenz Schiller, Psch.; Zenta Schlech, P.; Walter Schmid, N.-J.; Fabrikbesitzer Carl Schmidt, St.; Emil Schmidt, St.; Erwin Schmidt, Sch.; Herta Schmidt, St.; Frau Josepha Schmidt, St.; Fritz Schnabel, R.; Elise Schubert, S.; Reichsbahnbetriebsassistent Fritz Schulze, N.-P.; Alfred Seifert, M.; Karl Singer, B.; Alfred Slansky, A.; Heinrich Smikalla, H.; Frau Lydia Specht, Sch.; Prokurist Otto Spiegelhalder, Fr.; Buchhalter Wilhelm Stopp, S.; Lehrer Franz Strobl, B.; Cl. Tannenberg, H.; Frau Gretel Tenner, L.; Frau Thönes-Pfründner, Fr.; Ida Tittelbach, M.; Gottfried Trojan, Z.; Kanzlist Hans Tuch, P.; Johann Turba, A.; Lehrer Max Turba, A.; Beamter Jakob Wawro, K.; Otto Weil, U.; Otto Wetzelt, E.; Georg Wienhold, P.; Frau Milda Winkler, G.; Alfred Wolf, B.; Walter Wolfram, M.; Hans Wrobel, Fr.; Wilhelm Zeitz, Gr.; Marg. Zemsch, G.; Ella Ziegler, L.; Fabrikbeamter Jos. Zigelsberger, L.; Adolf Zizmann, E.

Frau Oberregierungssekretär Olga Altmann, B.; Max Bauch, G.; Frau J. Blumbach, W.; Oskar Born, T.; Max Borowietz, K.; Anna Bosch, H.; Friedrich Friedmann, A.; Paul Gaida, L.-G.; Elisabeth Gauß, F.; Walter Habryka, Sz.; Otto Halter, K.; Luise Hampel, W.; Alois Handrich, L.; Josefine Herrmann, P.; Friedrich Hetschko, K.; Lehrer Josef Hiemer, H.; Regierungssteuersekretär a. D. Eduard Hoheisel, M.; Frau Professor Emma Homma, P.; Beamter i. R. Emil Israel, D.; Hannchen Jahreis, M.; Hans Jensen, F.; Eugen Juraß, R.; Nikolaus Karg, W.; Kassierer Keßler, J.; Adolf Kirschneck, H.; Heinrich Klein senior, U.; Karl Köhler, K.; Georg Köhler, K.; Maria Labonoie, D.; Karl Laska, M.-O.; Paul Lösche, P.; Fritz Lottermoser, J.; Engelbert Luther-Abdor, Z.; Beamter Franz Maresch, L.; Martha Moser, D.; Beamter Raimund Müller, M.; Forstadjunkt Kurt Nöttig, B. T.; Werkmeister E. Opitz, N.; Oberwachtmeister Hermann Paulus, E.; Dr. Raimund Pihan, T.; Hugo Pockrandt, Fr.; Bahnbeamter Hans Praßnegg, D.-L.; Fr. M. Rabe, C.; Reinhold Rick, K.; Justizoberinspektor Paul Rieck, Schl.; Frau Kaufmann Mizzi Rogl, K.; Willi Sachse, G.; Friedel Sachwitz, M.-B.; Franz Sakwerda, M.-O.; Postsekretär P. Sauer, T.; Frau Susanne Schäfer, M.-R.; Karl Scheibenpflug, K.; Sophie Scherer, E.; Frau G. Schifferdecker, K.; Mich. Schindler, E.; Major a. D. Gottfried Schmidt, B.; Werkmeister Robert Schober, J.; Frau Johanna Schubert, Zsch.; Georg Sollmann, E.; Gretel Spindler, G.; Walter Stuermer, Sp.; Ilse Thiele, D.; Dora Volk, Sch.; Theresia Wabra, E.; Dr. Rudolf Wassibauer, Br.; Käthe Weidner, H.; Jean Wittmann, F.; Paul Zeuner, Pr.; Franz Zinke, T.

Die Versendung der Preise hat bereits begonnen, so daß die Gewinner demnächst mit dem Eingang des Preises rechnen können.

Jenen Teilnehmern aber, die diesmal leer ausgingen, wünschen wir viel Glück und Erfolg bei dem nächsten Preisausschreiben, wo ihnen Gelegenheit geboten ist, doch noch „das große Los“ zu gewinnen.

Mit Genugtuung konnten wir aus den Begleitschreiben zu den Lösungen feststellen, daß das Interesse an unserer „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" von Jahr zu Jahr zunimmt; dafür danken wir allen unsern Lesern herzlich. Verschiedene Teilnehmer haben sich die Mühe gemacht, ihre Lösungen in humorvolle Verse zu kleiden, um dadurch zu bekunden, mit welcher Freude sie sich mit den Preisaufgaben beschäftigt haben. Durch die außerordentlich starke Beteiligung sowie durch die Zuschriften wurde uns manche Anerkennung und manche freundliche Zustimmung gezollt, für die wir hiermit unsern besten Dank aussprechen; fanden wir doch in ihnen bestätigt, daß unsere Leser an dem auf so mannigfache und vielseitige Ansprüche eingestellten Inhalt ihre Freude haben. Wir werden auch weiterhin jede geeignete Anregung, jede wohlgemeinte Äußerung aus den Reihen unserer Leser mit großem Interesse entgegennehmen.

Für die vielen lieben Grüße aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes, aus den näheren und ferneren Staaten jenseits unserer Reichsgrenzen, ja sogar aus den Ländern jenseits der Meere danken wir herzlichst und senden zur Erwiderung treudeutsche Grüße aus dem Schwabenlande. Sehen wir doch daraus, daß unsere roten Bändchen immer wieder dazu beitragen, bei unsern Auslandsdeutschen die Verbindung mit der alten Heimat lebendig zu erhalten.

Wir hoffen, daß die alte Treue, die in vielen Fällen schon in mehreren Jahrzehnten erprobt ist, auch im jetzt beginnenden 52. Jahrgang unserer „Bibliothek" erhalten bleibt. Möge dieser Freundeskreis sich stets erweitern! Wir werden unserseits bemüht bleiben, auch im neuen Jahrgang unseren Lesern Anregung und Unterhaltung

in mancherlei Form zu bieten, um so fernerhin den guten Ruf unserer roten Bändchen zu wahren. Volkstümlich und gehaltvoll wird ihr Inhalt auch im neuen Jahrgang bleiben; durch reichen, gediegenen und künstlerischen Bilderschmuck werden sie unsere Leser wie bisher erheben und erfreuen. Die weite Welt wird in Wort und Bild vor unsern Abonnenten vorbeiziehen. Wissenschaft und Technik, vortreffliche Unterhaltung in guten, fesselnden Romanen und Erzählungen, Humor und Scherz in der beliebten Abteilung „Mannigfaltiges" finden bei uns ihre Pflegestätte wie bisher. Mancherlei Überraschungen, darunter auch ein neues Preisausschreiben, über das wir demnächst Genaueres mitteilen werden, sind in Vorbereitung. Um die Freude unserer Leser und Leserinnen am Rätsellösen noch weiter zu erhöhen, werden die neuen Preisaufgaben zum Teil wieder recht lustig und leicht zu lösen sein. Wir hoffen dabei heute schon, daß deshalb die Beteiligung aus unserem Leserkreise nicht weniger rege als diesmal sein wird, und haben wiederum eine große Reihe wertvoller Preise ausgesetzt. Doch mehr soll für heute noch nicht verraten werden. So werden unsere Leser auch weiterhin in der ihnen liebgewordenen „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" wie bisher das Beste vom Unterhaltenden und Belehrenden, von Frohem und Ernstem neben dem Neuen und in die Zukunft Weisenden finden.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart
Schriftleitung der Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Stephan Steinlein in Stuttgart, in Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. Für die Tschechoslowakei Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kunschke, Přívoz, Dr. Benešgasse 9.



Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart



Was ein Faltbootfahrer wissen muß

Eine Anleitung zur sportgerechten Ausübung des Faltbootsportes und zur Verhütung von Faltbootunfällen

Von **C. B. Schwerla-München**

91 Seiten mit 18 Abbildungen und 11 Kartenskizzen. Rm. 1.40

Faltbootsport und Kleinsegelei

Eine ausführliche Anleitung für den Gebrauch des Faltbootes für Wanderfahrt, Sport und Kleinsegelei

Von **C. B. Schwerla-München**

6.—10., neubearbeitetes Tausend. 98 Seiten mit 72 Abbildungen. Rm. 1.50

Schule des Rudersports

Eine neue Darstellung des Werdegangs, der Methoden und des Trainings im Rudern und Rennrudern

Von **F. A. Pagels**

174 Seiten mit 19 Abbildungen. Rm. 2.—

Schul- und Sportschwimmen

Theoretisch-praktische Anleitung und schwimmsportliche Gesundheitslehre

Von **A. Benecke**

237 Seiten mit 69 Abbildungen. Rm. 2.—

Zu haben in allen Buchhandlungen

Union Deutsche Verlagsgesellschaft Zweigniederlassung Berlin SW 19

Wenn Sie am Photosport ungetrübte Freude haben wollen, brauchen Sie bewährte gute Bücher!

Vor kurzem erschien in 39. Auflage:

Dr. E. Vogels Taschenbuch der Photographie

Mit 258 Abbildungen. In Ganzleinen Rm. 2.80

Dieses vortreffliche Handbuch ist für den Anfänger eine leichtverständliche Einführung in die Photographie, für den Fortgeschrittenen ein unentbehrliches Nachschlagewerk.

Ferne

Deutscher

Mit 3 Vollbilder

In Büttenkarton Rm.

Das unübertroffene künst
Schönen und Lehrreichen
häng

Tierstudien

Von Prof.

Mit 109 Abbildungen

Jeder Freund von Aufnah
das in anschaulicher Wei

Künstlerisch

Von

24 Kupfertiefdrucke

Das Album birgt eine Au
Kunstfreun

Unser illustr. photograph. P

Zu beziehen du





